

Erscheint täglich außer Sonntags.
Zugleich Abendausgabe des „Vorwärts“. Bezugspreis
beide Ausgaben 85 Pf. pro Woche, 3,60 M. pro Monat.
Redaktion und Expedition: Berlin SW 68, Lindenstr. 3

Spätausgabe des „Vorwärts“

Anzeigenpreis: Die einspaltige Nonparellzeile
80 Pf., Reklamezeile 6 M. Ermäßigungen nach Tarif.
Postcheckkonto: Vorwärts-Verlag G. m. b. H.,
Berlin Nr. 37 536. Fernsprecher: Dönhofs 292 bis 297

Das Bildungsheim im Walde.

Die Arbeiterschule des ADGB. in Bernau feierlich eröffnet.

Dem schönsten Wetter begünstigt wurde am gestrigen Sonntag die

Bundeschule des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes in Bernau eingeweiht. Der stolze Bau verzichtet auf monumentale Wirkung, ist vielmehr ganz auf Sachlichkeit und Zweckmäßigkeit eingestellt. Nach ihrem Erbauer, dem Leiter des Bauhauses Dessau, Hannes Meyer, ist die Bundeschule ein Ver-

daß darum diejenigen, die heute unter wesentlich günstigeren Voraussetzungen sich ein wesentlich größeres Maß an Wissen aneignen können, damit auch die Verbindlichkeit übernehmen, dieses ihnen überantwortete größere schwerere Pfund vernünftig weiterzugeben an diejenigen, die nach ihnen kommen.

Wir haben seit ungefähr zehn Jahren, ich darf sagen, zeitweise sogar in etwas stürmischerem Tempo nachholen können, was in dem vorausgegangenen Jahrzehnt an Bildung für die breiten

Notwendigkeit, die Jüngeren in den Organisationen mit dem Wesen, dem Wirken, der Tatkraft und den Notwendigkeiten der Gewerkschaften vertraut zu machen.

Wir brauchen in stärkerem Maße als bisher den von seiner Verpflichtung gegen sich und gegen die anderen bis zum letzten Kern durchdrungenen ehrenamtlichen Funktionär, der die Geschichte seiner Organisation, die Geschichte ihres Wachstums, die Befehle ihrer Wirksamkeit, die Möglichkeit ihrer Ruhanwendungen und ihrer Kräfte kennt. Darum haben wir hier

ein ganz neues Schulprinzip

aufgestellt. Es sind Kurse des ADGB, aber sie sind veranstaltet und getragen von den einzelnen Organisationen.

Aus dem Betriebe kommende und wieder nach Abfertigung dieser kurzen Wochen in den Betrieb zurückkehrende männliche und weibliche Funktionäre sollen in diesen Wochen eindringen in die Geschichte, in die Verfassung, in die Struktur und in den Wesenskern ihrer Organisation, und darüber hinaus in all die großen Fragen der Sozialpolitik, des gewordenen und des werdenden Arbeitsrechts. Sie sollen die Kenntnisse erwerben, die notwendig sind zur Beurteilung der wirtschaftlichen Vorgänge und darüber hinaus zur Beurteilung der großen Zusammenhänge von der einen Organisation zu den übrigen mit uns im Bunde vereinigten erkennen, dieser stolzen Armee von 5 Millionen Mitgliedern, die einen großen Heereskörper bildet, und weiter von Landeszentrale zu Landeszentrale die großen tiefempfundenen, täglich stärker und inniger werdenden Bindungen im Internationalen Gewerkschaftsbund. Diesem Ziel soll der Schulbetrieb dienen.

Wir wissen, daß wir eine große Mission zu erfüllen haben, und wir wissen, daß wir sie nicht nur für eng umgrenzte eigene Interessen erfüllen. Wir wissen, daß wir mit der stärkeren geistigen Durchbildung und Durchdringung der Arbeiterschaft in Wirklichkeit das tun, was so mancher andere von sich behauptet: Die n i s t a m Volke. Wir wollen in dieser Schule nicht Weitanschaung bilden oder stärken. Wer zu uns kommt, bezieht eine Weitanschaung. Wir wollen in dieser Schule nicht übertriebene Illusionen antreiben. Wir wollen hier eine Bildungsstätte schaffen für das Tatsächliche. Der Mensch, der zu uns kommt, soll die Dinge nicht sehen, wie wir sie wünschen, wie wir sie uns erhoffen, sondern wie sie sind. Er soll die eigenen Kräfte erkennen lernen, ihr Maß und ihre Grenzen, er soll erkennen lernen, was ihm an Widerständen gegenübersteht, weit er dementsprechend sich einstellen, weil er mit diesen Verhältnissen nicht sich abfinden, aber mit ihnen ringen muß."

Die Reihe der Begrüßungen.

Ministerialdirektor Söhler übermittelte die Glückwünsche der Reichsregierung, insbesondere die des Reichsarbeitsministers und des Reichswirtschaftsministers.

Die Bildungsarbeit durch die gewerkschaftlichen Schulen sei überaus wichtig für die Sozialpolitik, die eine Hebung der Arbeiterklasse



Gesamtansicht der Bundeschule in Bernau

such, die Lebensvorgänge einer Schule baulich lebensrichtig zu organisieren. Der Schulbau, mitten im Bernauer Stadthort, soll ein Bau des Lebens sein, kein Bau der Kunst.

Der Hauptflügel enthält die Empfangshalle, die Aula, den Speisesaal, zwei Geselligkeitsräume, die Verwaltungsbüros und die Küche. Der Wohnflügel besteht aus vier Wohntrakt mit 60 Wohnzimmern für 120 Schüler. Je 10 Schüler bewohnen eine Etage. Weitere Zimmer sind für das Hauspersonal und Gastlehrer bestimmt, während für Lehrer, Geschäftsführer und Helfer besondere Wohnhäuser geschaffen sind.

Der Schulflügel weist drei Klassenzimmer für je 40 Schüler auf, zwei Seminarzimmer, die Bibliothek, den Speisesaal und die Turnhalle. Der sportlichen Betätigung dient außerdem ein Schwimmbaden im Freien und das Stadion. Die Gesamtanlage ist durch einen Gang verbunden. Für die Zentralheizung ist Dampferzeugung vorgesehen. Besonderer Wert ist in allen Räumen auf die größtmögliche Belüftung gelegt. Das Werk ist bewußt der örtlichen Landschaft eingefügt, was ihm seinen besonderen Reiz verleiht.

Grafmanns Eröffnungsrede.

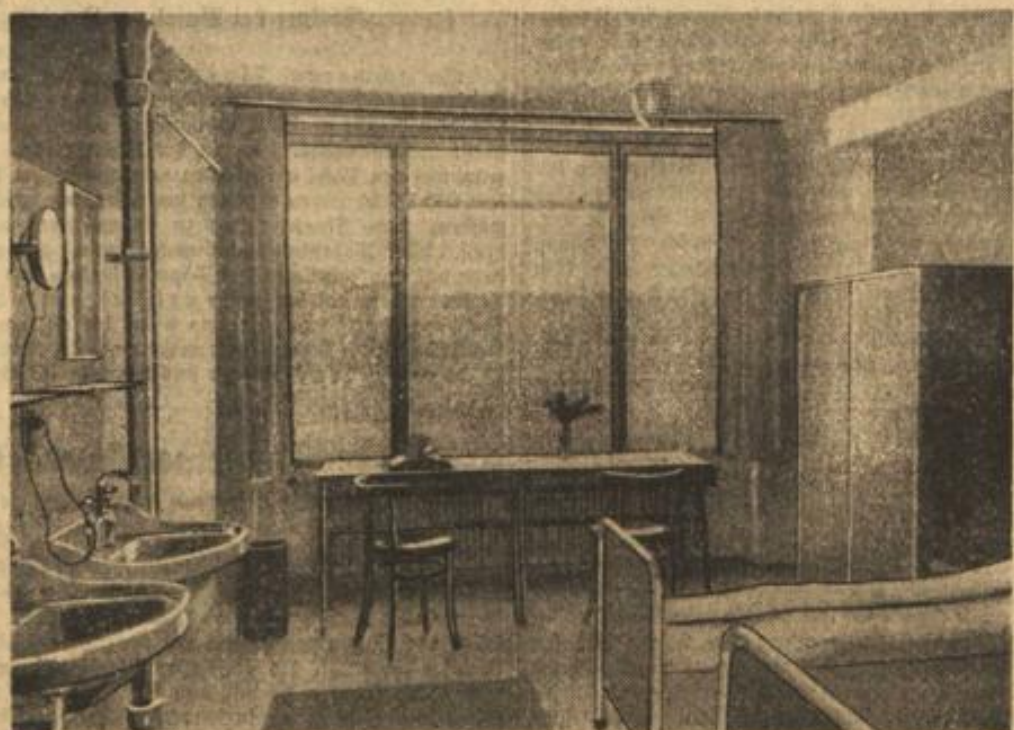
Dem Schulöffnungsmarsch von Orlog folgte die Weiherede des Bundesvorsitzenden Peter Grafmann. Nach Begrüßung der Vertreter der Reichsregierung und der Preussischen Regierung, des Landkreises Niederbarnim und der Gemeinde Bernau, hieß Genosse Grafmann als erste Teilnehmer der Kurse im neuen Hause die Vertreter des Gesamtverbandes sowie die des Textilarbeiter-Verbandes als der zweiten großen Gruppe willkommen. Die von den Verbänden erwählten Schüler wurden bereits am Sonnabend eingeführt. Dem Dank an die Gemeinde Bernau und an die Behörden des Kreises folgte der Dank für den Redner des Mannes, der den Grundstein des Hauses gelegt hat und der durch eine Kur nach langer Krankheit an dieser Feier verhindert ist: des Genossen Theodor Leipart. Auch der Bildungssekretär des Bundes Genosse Hessler hat sich um das Zustandekommen des Werkes verdient gemacht.

Die Älteren unter uns in der Arbeiterbewegung haben es sich sehr teuer werden lassen müssen, um das bisherige Wissen zusammenzutragen, das sie zur Erfüllung ihrer Aufgaben brauchten. Das ist heute anders geworden. Wir bedauern das nicht. Wir Älteren neiden es den Jüngeren nicht, wir freuen uns, daß sie es leichter haben, aber wir sind der Meinung, daß diese leichtere Möglichkeit, über sich selbst hinauszuwachsen, auch verpflichtet, und

Massen außerhalb und nach der Volksschule verobräumt worden war. Wir haben

eine ganze Reihe von Bildungsanstalten,

ich erinnere an die beiden Wirtschaftsschulen in Berlin und Düsseldorf, an die Arbeiterakademie in Frankfurt, angegliedert an die dortige Universität, ferner an die Volkshochschule in Tinz, an eine Unmenge anderer ähnlicher Einrichtungen und an die Hunderte, ja Tausende von Kursen kürzerer Dauer in ganz Deutschland. Was hier mit dieser Schule bezweckt wird, und was den Verbänden, die operbereit die Mittel dazu bereitgestellt haben, den Mut gegeben hat, diese erheblichen Opfer zu bringen, war die



Ein Schlaf- und Wohnraum für zwei Gewerkschaftsschüler

im allgemeinen erstrebe, vermehrte Verantwortung, vermehrte Mitwirkung in Wirtschaft und Gesellschaft und vermehrte Freiheit, die auch gesteigerte Pflichten bedinge. Die neue Schule möge zu einer weiteren Hebung der Arbeiterklasse beitragen.

Staatssekretär Staudinger vom preussischen Handelsministerium erwähnte in seiner Ansprache, daß das preussische Handelsministerium sich schon seit 1891 mit der Frage der Arbeitererziehung und Arbeiterbildung beschäftigt habe. Der damalige Staatsminister von Bielefeld hat sich im Mai 1891 von dem Polizeipräsidenten von Richthofen über die Arbeiterschulen berichten lassen. Wilhelm Liebknecht wollte, daß die einzelnen Bildungsschulen in eine zentrale Schule zusammengefaßt werden sollen.

„Die Ausführung unseres Werkes ist schwer — sagte Liebknecht —, doch wenn tüchtige Männer die Sache in die Hand nehmen, dann muß sie gelingen. Nur müssen die Arbeiter sich klar werden, daß sie sich selbst helfen, für ihre Ausbildung auf geistigem Gebiet selbst sorgen müssen.“

In seinem Bericht über die damals eingerichteten Arbeiterschulen bemerkte der Polizeipräsident, ob das zur Zeit rege Interesse für die



Der Erbauer der Schule, Hannes Meyer-Deffau, Leiter des Bauhauses bei seiner Ansprache

Schulen vorhalten werde, lasse sich zur Zeit nicht annähernd beurteilen.

„Der Entwicklung der Schule wird diesseits fortgesetzt eine sorgfältige Beobachtung zuteil werden.“

Der Referent im Handelsministerium aber bemerkte zu dem Bericht:

„Gesehen. Mir ist nicht klar, warum der Polizeipräsident die Sache hat gehen lassen, wie sie will. Solange wir kein Unterrichts-gesetz haben, kann meines Erachtens von Aufsicht wegen der ganzen Schule ein Ende gemacht werden. Alles, was die Arbeiter lernen müssen, können sie in den Fortbildungsschulen, deren Zahl die Stadt beliebig vermehren kann, lernen.“

Die Anschauungen der Staatsregierungen zu diesen Schulen, fuhr der Redner fort, haben sich gewandelt. Wohl wird auch „diesseits fortgesetzt eine sorgfältige Beachtung der Entwicklung der neuen Schule erfolgen“... aber nicht mit Mißtrauen, sondern mit Vertrauen. Unsere Wirtschaft ist ohne die Gewerkschaften nicht zu denken. Das ist das Große und Neue an den Arbeiterschulen, daß die Männer und Frauen aus der Arbeit herausgenommen werden und entwickelt werden, daß auf die Praxis die Theorie gesetzt wird. Wir hoffen, daß der Leiter der Schule, Dr. Seelbach, der die Fachschule für Wirtschaft und Verwaltung in Düsseldorf geleitet hat, auch hier die Verbindung zwischen der Schule und den Wirtschaftsschulen schlagen wird. Daß die Bundeschule der Erziehung der Arbeiterführer dienen möge, der fachlichen, technischen Vertiefung, der Ausbildung von Persönlichkeiten ist der Wunsch der preussischen Staatsregierung.

Landrat Schlemminger überbrachte die Glückwünsche großer Teile der Einwohner des Kreises Niederbarnim dafür, daß es gelungen ist, diese Bildungshäute nach Bernau zu verpflanzen. Wenn es noch nicht gelungen ist, die Sympathie der Gesamteinwohnerschaft dafür zu erringen, so sei das ein nicht allzu großes Unglück. Den Wünschen des Kreisaußschusses und der Kreisverwaltung ließ er den Wunsch an die Schüler folgen, stets dankbar dafür zu sein, was ihnen durch die große Arbeiterbewegung für ihr ferneres Fortkommen beschert wird. Mögen aus dieser Schule die Leute hinausgehen, die mit eiserner Tatkraft, mit eisernem Willen und Arbeitsfreudigkeit an der Fortentwicklung der Arbeiterschaft für die Zukunft tätig sind.

Beigeordneter Hillig-Bernau sagte, die Gewerkschaften können stolz sein auf diesen herrlichen Bau, und die Vertreter der Stadt freuen sich, den ADGB als korporativen Mitbürger in ihre Reihen aufnehmen zu können. Er dankte allen, die dafür sorgten, daß die Schule in Bernau gebaut wurde, Leipart, Grafmann, Knoll und Heiler sowie dem Landrat Schlemminger und dem früheren Bürgermeister Gehrig. Er wünscht dem ADGB und seiner Schule eine erspriessliche Entwicklung.

Mit dem Spiel der Curnanthe-Ouvertüre von Weber endete der offizielle Teil der Feier, an den sich eine

Besichtigung der Schule

und ihrer Einrichtungen unter Führung des Architekten Hannes Meyer anschloß.

Sodann übermittelte Genosse Otto Weis die Glückwünsche des Parteivorstandes der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands, und Genosse Stahr die des ADGB-Bundes. Genosse Sallenbach, der die Grüße des Internationalen Gewerkschaftsbundes bot, erinnerte daran, daß der Kölner Gewerkschaftskongress vor 25 Jahren die Schaffung einer Gewerkschaftsschule beschlossen habe, die ein Jahr später errichtet wurde. Der ADGB habe seit Jahren die Bildungsforderungen auf seinem Programm. Alljährlich sollen junge Genossen aus den verschiedenen Kulturländern zu Kursen herangezogen werden. Er freute sich, daß dies nun in der letzten Augusmonat in dieser neuen Schule geschehen könne, und hofft, daß die daran geknüpften Erwartungen erfüllt werden.

Gandhi verhaftet.

Indische Zeitungen verschwinden. — Ungewißheit im Lande.

London, 5. Mai.

Gandhi ist in Jalalpur verhaftet worden. Er wird „zur Verfügung der Regierung“ gehalten. Nach „Times“ erfolgte die Verhaftung auf Grund der Verordnung 25 vom Jahre 1827. Der Verhaftete wurde von den Polizeibeamten auf der Eisenbahn nach Borivali an der Linie Bombay-Varoda gebracht. Dort erwartete ihn ein Kraftwagen mit militärischer Eskorte, der ihn „mit unbekannter Bestimmung“ abtransportierte. Nach „Times“ wird er in Puna in Haft gehalten werden.

Zur Verhaftung Gandhis in der Nacht zum Montag werden folgende Einzelheiten bekannt: Gandhi sprach am Sonntagabend in einer Versammlung in Surat, etwa 230 Kilometer nördlich von Bombay. In dieser Rede wandte er sich besonders an die Frauen, die er aufforderte, seinen Festzug für gewaltlosen Ungehorsam aktiv zu unterstützen. Gandhi wurde während seiner Rede nicht gestört und nichts deutete auf die unmittelbar bevorstehende Verhaftung hin. Diese erfolgte

um 1 Uhr früh in größter Heimlichkeit.

Gandhi wurde nach der Eisenbahnstation Ahmedabad gebracht und dort unter Bewachung eines indischen und eines englischen Polizeibeamten in einem besonderen Salonwagen, der dem fahrplanmäßigen Zug angehängt wurde, nach Borivali gebracht. Gandhi war ruhig und gefaßt. In Borivali wartete das Auto, das ihn nach dem Gefängnis in Puna bringen sollte. Die herabgelassenen Vorhänge des Autos und der Chauffeur in Zivil sollten nach außen den Eindruck erwecken, als handle es sich um reisende indische Damen.

Der Haftbefehl besagt, daß die Regierung seine Tätigkeit mit Besorgnis betrachte. Die rechtliche Grundlage für Gandhis Verhaftung ist eine Verordnung von 1827, welche

Freiheitsentziehung auf unbestimmte Zeit ohne gerichtliche Aburteilung

ermöglicht.

Die Verhaftung wurde in Bombay durch die Sonderausgabe einer Zeitung noch während der Nacht bekannt und hat große Erregung hervorgerufen. Der „Kriegsrat“ des indischen Nationalkongresses trat sofort zusammen und beschloß, den

heutigen und morgigen Tag zum Hartal, d. i. zum allgemeinen Trauertag

zu machen. Anhänger Gandhis haben in den frühen Morgenstunden das Geschäftsviertel aufgesucht und die einheimischen Geschäftsleute zur allgemeinen Arbeitsruhe aufgefordert. Die Regierung hat für die regulären und für die Hilfstruppen Bereitschafts-

dienst angeordnet. Die Europäer in Bombay, Bank- und Geschäftsleute sind von den Behörden mit Waffen versorgt worden. Die Lage in Bombay ist gespannt.

Zur Verhaftung Gandhis wird noch mitgeteilt, daß

die britische und die indische Regierung zu der Ueberzeugung gelangt waren, daß Gandhi nicht länger in Freiheit gelassen werden könne,

ohne daß die Ruhe in Indien schwer gefährdet werde. Es ist Berichten zufolge getroffen worden, daß Gandhis Gesundheit nicht unter der Haft leidet und daß er während seiner Gefangenschaft keine Bequemlichkeit entbehrt.

Indischer Arbeiterführer verhaftet.

Amlisar, 5. Mai.

Der Vorsitzende eines Ausschusses des Lahore-Kongresses, Dr. Ritschew, wurde unter der Beschuldigung aufrührerischer Betätigung verhaftet. Daraufhin wurden die Geschäfte in der Stadt zum Zeichen der Trauer geschlossen. Polizei- und Militärpatrouillen durchzogen die Stadt, doch kam es nicht zu Zwischenfällen.

Die Gärung in Indien.

London, 5. Mai.

Wie „Daily Telegraph“ berichtet, ist die Lage in Indien nach wie vor geeignet, die größten Besorgnisse zu erregen. Das gelte besonders für den Norden, wo eine gewisse Unruhe unter den Grenzstämmen festgestellt worden ist. Das Blatt meldet aus Bombay: Es bestätigt sich, daß sich bei den Unruhen in Peshawar Truppen eines Regiments von der Wange entzweifeln ließen. Unter den Verlusten der Eingeborenen wurden mindestens 20 dadurch verurteilt, daß

Panzerwagen über Leute fuhrten, die sich auf den Boden geworfen hatten in der Hoffnung, sie aufzuhalten.

Der Korrespondent weist darauf hin, daß allmählich ein bekannter Führer nach dem anderen verhaftet wird. Hunderte Blätter haben das Erscheinen eingestellt, und es ist sehr schwierig zu erkennen, was vorgeht.

Gestohlener Zünder explodiert.

Puna, 5. Mai. (Reuter.)

Als in Kirki eine Anzahl Inder auf dem Wege nach der Eisenbahnstation waren, ereignete sich plötzlich in ihrer Mitte eine Explosion. Sechs Inder wurden verwundet, zwei von ihnen schwer. Man glaubt, daß einer von ihnen einen aus der hiesigen Munitionsfabrik gestohlenen Zünder bei sich trug und diesen versehentlich fallen ließ. Die Bewachung der Munitionsfabrik und des Arsenals war vor einigen Tagen erheblich verschärft worden.

Berliner Ärzte verunglückt.

Schwere Autounfälle am gestrigen Sonntag.

Am gestrigen Sonntag haben sich bei dem außerordentlich starken Verkehr auf den Landstraßen außerhalb Berlins mehrere schwere Autounfälle ereignet. Unter den Verunglückten befinden sich mehrere Berliner, darunter eine Zahnärztin aus Moabit, die tödlich verletzt wurde.

Der Zahnarzt Dr. Albert Schragenheim aus der Fiensburger Straße 19 in Moabit befand sich zusammen mit seiner um einige Jahre jüngeren Frau Erika, die gleichfalls als Zahnärztin praktizierte, auf einer Autoreise nach Italien. In Begleitung des Ehepaares war noch eine befreundete Familie, Dr. Georg Silberstein mit seiner Frau, die in der Dortmunder Straße wohnen. Das Unglück passierte kurz vor Wittenberg, als Frau Dr. Schragenheim, die am Steuer saß, ein in gleicher Richtung fahrendes Berliner Auto überholte wollte. Der Wagen geriet dabei auf den Sommerweg und sauste mit hoher Geschwindigkeit in den Chauffeegraben. Das Auto überschlug sich und wurde zertrümmert. Die Insassen erlitten fast sämtlich schwere Verletzungen, sie wurden durch andere Automobilisten, die sofort hilfsbereit eingriffen, nach dem Paul-Gerhard-Straße in Wittenberg gebracht. Dort ist Frau Dr. Schragenheim, die Mutter von zwei kleinen Kindern ist, inzwischen ihren schweren Verletzungen erlegen.

Wieder ein schweres Flugzeugunglück.

Absturz bei Basel. — Zwei Tote.

Basel, 4. Mai.

Ein schweres Flugzeugunglück ereignete sich am Sonntag nachmittag in der Nähe von Dornach bei Basel. Ein von dem Deutschen Willi Storrer, dem Herausgeber der Zeitschrift „Individualität“, der in der Schweiz lebt, gesteuertes Flugzeug, das von Basel aufgestiegen war, wollte den Aussichtsturm auf dem 800 Meter hohen Gempen umkreisen, wo ansehender Bekannte weilten. Das Flugzeug stieg zu diesem Zweck unverhältnismäßig tief. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist es abgerutscht. Es blieb dann mit den Flügeln in den Bäumen hängen und stürzte ab. Willi Storrer wurde auf der Stelle getötet, ebenso der 19 Jahre alte Wolfgang Kenzberger aus Essen, der erst am Tage zuvor von Deutschland nach Dornach gekommen war. Der dritte Mitflieger, der 19 Jahre alte Leutlinger aus Dornach, ist schwer verletzt.

Todessturz eines Flugartisten.

Aus eigenem Versehen ums Leben gekommen.

Geldern, 5. Mai.

In der Nähe der Stadt fand ein Flugtag statt, dessen Haupt- und Schlussnummer ein Fallschirmabsturz des 35 Jahre alten Fallschirmfliegen A. Langer aus Darmstadt bildete. Kurz nach Verlassen des Flugzeuges öffnete sich programmäßig der Fallschirm. Plötzlich bemerkten die Zuschauer jedoch, daß der Fallschirmflieger keine Verbindung mehr mit dem Schirm hatte. Den Schirm über sich lassend, stürzte er in unmittelbarer Nähe der Zuschauer zu Boden. Der Pilot war sofort tot. Die luftpolizeiliche Untersuchung ergab, daß Langer vergessen hatte, die Karabiner-

haben des Schirmes an den Tragriemen seines Körpers zu befestigen.

Der Vorfall ist um so unerklärlicher, als der Verunglückte als außerordentlich vorsichtig bekannt war und von den Beamten der Luftpolizei vor dem Aufstieg mit dem Flugzeug mehrfach befragt worden war, ob alle Vorbereitungen sicher getroffen seien.

Der Skandal um Stadtrat Busch.

Finanzamt beschlagnahmt umstrittenen Aktienbesitz.

In der Untersuchung gegen den Stadtrat Busch hat sich jetzt die Staatsanwaltschaft zu einem auffassenden Schritt entschlossen. Auf Betanlassung des Staatsanwalts Dr. Weihenberg hatte bekanntlich Kriminalkommissar Selbert den Geschäftsfreund Buschs, den Holländer Lutti in Rotterdam, vernommen, der nach Angabe von Busch der Hauptaktionär der Kunzendorfer Werke sein soll, bei denen der Sohn Buschs als Geschäftsführer tätig ist.

Ueber die Aussagen Luttis sind von der Staatsanwaltschaft bisher keine Mitteilungen gemacht worden, um die Untersuchung nicht zu gefährden, doch läßt sich aus dem Vorgehen der Behörden schon jetzt mit Sicherheit schließen, was der Holländer Lutti in Wirklichkeit ausgegibt hat. Zunächst ist Lutti über den Besuch der Schwiegertochter des Stadtrats Busch aufsuchend aufrichtig gewesen. Er gab zu, daß die junge Frau ihn besucht und ihm mitgeteilt habe, daß eine große Berliner Austunftei auf eine Anfrage geantwortet hätte, es sei ihr unbekannt, daß Lutti Aktionär in Kunzendorf oder bei der Petrolea sei. Frau Busch habe ihn dringend gebeten, die Austunftei zu veranlassen, eine solche Austunftei nicht mehr zu geben. Ueber sein Verhältnis zu Busch hat sich Lutti jedoch in einer überaus vorsichtigen Weise ausgedrückt. Jedenfalls hat Staatsanwaltschaftsrat Dr. Weihenberg sich veranlaßt gesehen, die Angelegenheit dem Finanzamt zu übergeben, da er sehr starke Zweifel an den Behauptungen des Stadtrats Busch hat und annimmt, daß Lutti in Wahrheit nur der Strohhalm ist.

Das Finanzamt hat daraufhin am Sonnabendnachmittag die Vermögenswerte der Petrolea und der Kunzendorfer Werke beschlagnahmt lassen.

Ob die Kunzendorfer Aktien allerdings noch irgendeinen Wert besitzen, ist sehr fraglich, da das Unternehmen bei einem Aktienkapital von 50 000 M. Verpflichtungen in Höhe von 125 000 M. besitzt und da die Liquidation der Werke kaum abzuwenden sein wird. — Im übrigen soll das Ermittlungsverfahren durch die Staatsanwaltschaft jetzt auch auf den in den Verhandlungen des Landtagsausschusses mehrfach genannten Kaufmann Sachs ausgedehnt werden.

Ehrenplakette der Stadt Berlin für Hedwig Hegl. Der Magistrat überreicht Frau Hedwig Hegl anlässlich ihres 80. Geburtstages am 5. Mai die Plakette der Reichshauptstadt für ehrenvolle Verdienste. In einem Anschreiben heißt es: „Mit besonderem Stolz erfüllt es uns, die wahre Menschenfreundin Bürgerin unserer Stadt nennen zu dürfen. Unvergessen werden Ihre Verdienste um die Ernährung der Berliner Bevölkerung in den schweren Kriegsjahren bleiben.“

Soziale Wohnwirtschaft.

Reichstagung der Mieter.

Dresden, 5. Mai.

Der Reichsausschuss des Bundes Deutscher Mietervereine e. V. in Dresden, hat hier eine Tagung abgehalten, zu der alle Landes-, Provinzial- und Gauverbände Vertreter entsandt hatten. Das Ergebnis der zweitägigen Beratung wurde in einigen Entschliessungen festgelegt, in denen es unter anderem heisst: Die deutsche Mieterschaft hat die unveränderte Annahme der Mieterhuthgesetzgebung begrüßt. Sie bedauert dabei, daß die Regierungsvorlage um ein Jahr gekürzt worden ist. Den Bestrebungen auf öffentliche oder versteckte Mietsteigerungen tritt die Mieterschaft nachdrücklich entgegen, da nachweislich die jetzige 120prozentige Miete die Hausbewirtschaftung vollkommen deckt. Das erträgliche Verhältnis zwischen Einkommen und Miete muß in der Zeit allgemeiner Verarmung auch bei der Mietpreisbildung beachtet werden. Die Angleichung der Neubaumieten an die Altmieten muß durchgeführt werden. Die Mieterschaft erwartet von der Reichsregierung die alsbaldige Verlegung eines Heimstätten-gesetzentwurfes (Bodenreformgesetz) nach dem Entwurf des „Ständigen Beirats“ und eines Entwurfs für ein künftiges Wohnwirtschaftsgesetz auf sozialer Grundlage nach dem vom Bund Deutscher Mietervereine e. V. (StH Dresden) bereits vorgelegten Gesetzentwurf. Jeglicher Abbau der

Bayern-Ost

Bayern verlangt, von der Ostbisse abzukommen, da es im Osten lüde.



„Bann's ins net glauben tuan, dös insa Bayernland zuan Osten g'hört, nacha drahn mir halt den Globus a weng!“

Hauszinssteuer muß mit der entsprechenden Herabsetzung der gesetzlichen Miete verbunden sein. Zur Finanzierung des Wohnungsneubaus ist unbedingt der Gesamtsteuerertrag der Hauszinssteuer dem Wohnungsneubau zur Verfügung zu stellen, damit endlich die große Not der Wohnungslosen und der unter dem Wohnungselend besonders Leidenden rascher behoben werden kann.

Geschenke ja, Steuern nein!

Das Geschäft der Agrarier.

Die Reichsnationalen haben im Reichstag den Antrag gestellt, die Reichsregierung zu ersuchen, die am 15. Mai 1930 fällig werdende Vermögenssteuerrate der Landwirtschaft auf Grundlage der Zahlungsunfähigkeit der Landwirtschaft und der mit den nachfolgenden Rentabilitätsverhältnissen nicht zu vereinbarenden Höhe der Einheitswerte niederzuschlagen oder im Falle der Ablehnung die Reichsregierung zu ersuchen, die am 15. Mai 1930 fällige Vermögenssteuerzahlung der Landwirtschaft bis nach Durchführung der Einkommensteuerveranlagung zu stunden und dann soweit niederzuschlagen, als es die mangelnde Leistungsfähigkeit des Landwirts erfordert.

Ein gleichlautender Antrag ist von den Christlich-Nationalen und dem Bayerischen Bauernbund eingereicht worden. Alle Zugeständnisse, die die Regierung Brünning bisher den Agrariern gemacht hat, haben also noch keine Zufriedenheit ausgelöst. Die Erfüllung der Forderung, die Vermögenssteuerrate vom 15. Mai zu erlassen, würde dem Reich schätzungsweise 25 Millionen kosten! Man kann außerdem annehmen, daß auch damit die Agrarier nicht zufrieden sein werden, sondern daß unmittelbar hinterher die Forderung nach Erlass aller übrigen Steuern aufzuheben wird, um so mehr, als die Regierung Brünning ja zu allen Zugeständnissen an Agrarier bereit zu sein scheint.

Deutsche Mehrheit in Königshütte.

Verringerung durch Abwanderung.

Kattowitz, 5. Mai. (Dt-Expres.)

Bei der Gemeindevwahl in Königshütte konnten die Deutschen die Mehrheit in der Stadtverordnetenversammlung behaupten, wenn auch unter Verlust von 7 Mandaten. Von den 34 Mandaten haben die Deutsche Wahlgemeinschaft 24 und die Deutschen Sozialisten 5 erhalten. Die polnischen Parteien erhielten 25 Mandate, davon auf die Regierungspartei 7; Korfanij und die Nationale Arbeiterpartei zusammen 12. Bemerkenswert ist der Stimmenverlust der polnischen Sozialisten sowie der Gewinn von 3 Mandaten für die Kommunisten und einem Mandat für die Pilsudski ergebene Fraktion, die „revolutionäre Fraktion der polnischen Sozialistischen Partei“. Der Stimmenrückgang für die deutschen Listen gegenüber der vorigen Wahlen läßt sich, wie überall in Ost-Oberschlesien durch Abwanderung deutscher und durch Zugang polnischer Wähler erklären.

Bad Kreuznach ist von der französischen Besatzung geräumt worden.

Theater und Tanz.

„Carmen“ neu einstudiert.

Städtische Oper.

Träger des Schicksals, um das es geht, Held der Oper ist Don José, der Sergeant. Nicht das Zigeunermädchen Carmen. Und gewiß nicht der Stürmtänzer Escamillo (dessen Darsteller, Ludwig Hofmann, sich als Hauptperson des Abends zu fühlen scheint). Als tragisches Spiel vom Soldaten, den die Liebe zu einer Dirne zugrunde richtet — so ist Bizets unvergängliches Werk in der Republikoper neu entdeckt worden. Ein Jahr später soll es in der Städtischen Oper wieder, nach alter Tradition, die wir überwunden glaubten, Star-Oper werden. Die Beliebtheit einer schönen Altstimme soll den Kassenerfolg machen, Carmen wird neu herausgebracht, weil Sigrid Düggin die Titelrolle singen will oder soll. Sie versucht Opern-Lust zu sein, aber dieser Carmen fehlt alle Weibchensdämmerung und alle Urümlichkeit der Rasse. Wieder wird, als wäre es beabsichtigt, der Don José Hans Fidejerss nicht nur zur zentralen Gestalt des Dramas, sondern zum darstellerischen und im zweiten Akt auch zum gefanglichen Mittelpunkt. Lotte Schöne hat für die Riccaela Anmut der Erscheinung und den rührenden Klang ihres kultivierten Soprans.

An die Inszenierung (Dio Krauß) und Ausstattung (Gustav Bargo) ist viel gute Arbeit gewandt; auch an die Gestaltung der Tänze (Vizie Maudrit), insbesondere des Zigeunertanzes im zweiten Akt mit dem Tänzerpaar Cyril-Jehnpfenning. Am Dirigentenpult maket, als Gast, Leo Blech. Seine Carmen-Interpretation ist eine berühmte Leistung, die keiner Würdigung mehr bedarf. Diesmal übertrifft er sie, so scheint es, ein wenig ins Virtuossche. Der Geist des Star-Regimes, der den Spielplan und den Betrieb des Hauses beherrscht, scheint es dem Musiker der unfehlbarsten Sachlichkeit angetan zu haben. K. P.

„Gaufelei.“

Labans Tanzballade in der Volksbühne.

Die letzte Tanzmatinee der Volksbühne in dieser Saison brachte ein Gastspiel der Essener Folkwang-Tanzbühne. Kurt Joos, der Leiter dieser Tänzertruppe, hatte Rudolf von Labans Tanzballade „Gaufelei“ zur Aufführung gewählt, ein Werk, das geeignet ist, verschiedensten Geschmackrichtungen Rechnung zu tragen und auch dem nicht unbedingt Tanzinteressierten Unterhaltungs bietet. Es rollt ein geschlossenes Spiel vor dem Zuschauer ab: An den Hof eines Tyrannen kommt ein Gaukler, dessen lebensfreudiger Rhythmus das Volk und die Prinzessin mitreißt. Der Gaukler soll sterben, wird im letzten Augenblick aber vom Volk gerettet und nach mancherlei Wirrnis zum Herrscher ausgerufen. Die neue Nacht zieht ihn in ihren Bann; er zerbricht daran.

Die tänzerische Durchgestaltung bewies das Können der Essener. Außerordentliche Technik hat schon jeder einzelne Tänzer im Tanzchor, der bei aller Präzision der Zusammenarbeit die in diesem Spiel so notwendige Eigenart der einzelnen zur Geltung kommen ließ. Daß alle übrigen Rollen Gestalter von entsprechenden Fähigkeiten gefunden hatten, versteht sich von selbst. Kurt Joos tanzte den Gaukler, der in seiner Vielseitigkeit — Volksbegehrter, Liebender — eine anspruchsvolle, aber auch dankbare Rolle ist. Joos verstand es, die tänzerischen Möglichkeiten nach allen Seiten auszuschöpfen; sein Doppelgänger, das Phantom, gelangt von Kurt Grass, zeigte starke Einfühlungsfähigkeit in die Ausdrucksweise seines Partners. Aino Sittmola war die Partnerin von Joos. Sie gestaltete die Prinzessin in fast spielerischer Zartheit, entwickelt aus einer vollkommen unmerklichen Körperbedürftigkeit. Als Tänzerin von hervorragender Ausdrucksfähigkeit fiel in der Rollenrolle Angiola Sartorio auf, die der vermittelnde Gestalt zwischen Bühnenspiel und Publikum darstellte. Diese Rolle, die gewiß leicht zum Positiven verlocken könnte, wurde von Angiola Sartorio ganz in durchlebte tänzerische Geistes aufgelöst. Noch ein Name muß aus der Fülle herausgegriffen werden: Ernst Uhoff, der den etwas gefährlichen Requisiteutanz des Henters weitab von jeder pantomimischen Spielerei rückte. Der lebhafteste Beifall rief neben den am Spiel Beteiligten auch den Schöpfer des Wertes, Rudolf von Laban, an die Rampe. —

„Die lustige Witwe.“

Großes Schauspielhaus.

„Die lustige Witwe“ hat den Operettenkomponisten Franz Lehár berühmt gemacht. Das war vor fünfundsiebzig Jahren der Anfang einer neuen Operettendrä, die Musik hatte einen neuen Ton, der das Publikum faszinierte, und melodische Einfälle, die dem Musiker auffielen. Der Welterfolg ging von Wien aus, wo Louis Treumann aus der Rolle des Danilo eine unergiebliche Figur gemacht hat. Aber damals begann es mit der Geltung der „seriösen Operette“ — der Name bezeichnet ein peinliches Kapitel der neueren Theatergeschichte, das einmal geschrieben werden muß. Es braucht nicht gerade aus Anlaß des Lehár-Dubilitums zu geschehen, gelegentlich dessen Charell im Großen Schauspielhaus seine Inszenierung der „Lustigen Witwe“ (aus dem Metropolitheater) erneuert. Mehr freilich als nötig, nämlich durch die Raumverhältnisse bedingt erscheint, ist die Erneuerung eine Vergrößerung geworden. In manchem — so in der Besetzung des Danilo — erkennt man die reduzierten Ansprüche des Sommerpublikums, an das offenbar schon gedacht ist. Geblieben ist, beinahe unverändert, Ernst Sterns wohlhabend schenkwerte Ausstattung. Hauptdarsteller und Träger des großen Erfolgs, der nicht ausbleibt: Trude Hesterberg und Marg Hansen. Neben ihnen Siegfried Arno und Paul Morgan. Und die Tänzerin Marianne Winkelstern. K. P.

Die 17. Internationale Kunstausstellung in Venedig wurde am Sonntag eröffnet. Sie tritt heute zum erstenmal als selbständiges Unternehmen auf. Sie umfaßt Bilder von über 1400 Malern. Der deutsche Pavillon gibt wegen seines beschränkten Raumes nur einen sehr kleinen Auschnitt der deutschen Kunst, der aber von dem deutschen Reichskunstwart und Dr. Hans Pöschke wirkungsvoll zusammengestellt ist.

Öffentliche Führungen während der Sommermonate finden Montags im Kaiser-Friedrich-Museum; Mittwochs im Alten und Neuen Museum; Sonnabends in den Museen für Völkerkunde I und II statt. Beginn 11 Uhr. Gleichzeitig finden Sonnabends 14-15 Uhr eine fortlaufende Reihe von Vorträgen in der Vorderasiatischen Abteilung des Kaiser-Friedrich-Museums statt, die diese Kultur und ihre Voraussetzungen erläutern. Eintrittskarten und Programms in den Museen. Fremdsprachige Führungen veranstaltet das deutsche Reisebüro Office an anderen Wochenenden.

Die Berliner Philharmoniker treten im Mai wieder ihre alljährliche Frühjahrsreise an. Sie fahren mit Zuzwängler durch das Rheinland und Süddeutschland nach Paris. Von dort geht die Reise über Lyon durch die Schweiz nach München und Mitteldeutschland.

Schiller-Theater.

Grillparzer: „Der Traum ein Leben.“

Der Schwermelancholiker Grillparzer quält sich 50 Jahre lang, weil er zwischen der Sehnsucht nach Aktivität und Gedankeneinsamkeit hin und her schwankt. In der Mitte seines Lebens vollendet er das dramatische Märchen, das diesen Gefühlszwiespalt zum erstenmal gestaltet. Rustan, der immer der selbsterräuberische Dichter ist, brodeln in höchsten Wünschen nach Erfolg, nach einer Königskrone, nach Kriegsruhm. Da alles nicht leicht gewonnen wird, mordet und betrügt der Träumer. Wacht er auf, dann hat der Traum ihn über seine geheimsten Väter aufgelockert. Er beschließt, sich artig und gefällig in alltägliche Bescheidenheit zu fügen. Obwohl Grillparzer diese Schachtel des Glückselbes empfiehlt, riß er sich selbst immer wieder zu einer freieren Höhe empor. Er band nur seine banale Pantoffelbegabtheit an die Frau, die ganz gegen alle sonstige Liebesregel ihn umwarb, anstatt sich umwerben zu lassen. Er spinn sich in seine Wunschträume ein und war der Unsterblichkeit so gewiß, daß er seine besten Werke in Geheimstücken einsperrte und der Nachwelt die Pflicht auferlegte, seine Ewigkeitsbedeutung zu entdecken. Das war das Traumleben, dem er sich ergab.

Der Regisseur Legel verfügt die Dichtung von dem Wirklichen, um schnell zu den Traumereignissen zu gelangen. Er streicht die Lyrik des Lebensidylls unbarmherzig. Der Mord- und Kriegsspektakel bleibt hauptsächlich übrig. Der Regisseur verwanbelt den Traum in realistische Leben und das realistische Leben in bläulichen Traum. Dadurch wird von der Logik dieser Seelenwanderung vieles weggewonnen und das Märchen erniedrigt zu einem Wirrwarr undurchsichtiger Ereignisse. Trotzdem behauptet sich der Dichter gegen den Regisseur.

Hans Rehmann, der Darsteller des Rustan, ragt durch das Affektenspiel hervor, mit dem der zierliche und schwachbrüstige Grillparzer seine Helden gern ausstattete. Nur fehlt diesem Helden darsteller eigentlich das Grillparzerische Sonderempfinden, die Bekommenheit, der Glaube an das Ueberirdische. Sein selbstgewordenes Gewissen, Janga, der Keger mit dem Teufelsmünch, wird von Granaich gespielt. Er ist prächtig anzusehen als der wahrhaftige Teufel und auch lustig in seiner niederträchtigen Blutgier. Theo Otto, der Bühnenbildner, hat das orientalische Märchengeschehen phantastisch gemalt und glücklich beleuchtet. Walter Frank, der unglückselige König, und Thill Rodom, der ihm als Tochter schwankend und schwach zur Seite steht, tragen ein Märchenkleid, das die Augen entzückt. Hoffkronen, Krieger, Kämmerer und Hegen entführten den Zuschauer, der ihrer ansichtig wird, sofort zu der magischen Ferne. M. H.

Das Grab Alexander des Großen.

Der englische Archäologe Howard Carter, der Entdecker des Tutanchamon-Grabes, hat sich jetzt eingehender über seinen aufsehenerregenden neuen Plan geäußert, das Grab Alexanders des Großen zu suchen und zu erforschen. Aus dem Grabe des Talamamon sind jetzt gegen 5000 Stüde geborgen, aber es bleibt noch manches zu tun, und die vier großen Grabchöre müssen noch geborgen werden. Wenn dies geschehen ist, will sich Carter der Suche des Alexandergrabes zuwenden. Der Herrscher starb in Babylon und soll im Jahre 323 v. Chr. in der von ihm gegründeten Stadt Alexandria in einem goldenen Sarge beigesetzt worden sein. „Die genaue Lage des Grabes ist unbekannt“, sagte der Gelehrte. „Wir werden es aber in einem der königlichen Friedhöfe finden, freilich erst nach langen, schwierigen und kostspieligen Forschungen. Eins der größten Hemmnisse ist die große Ausdehnung, die das alte Alexandria hatte. Wir müssen das ganze Gelände abklühen, in dem Probefürdungen an den verschiedensten Stellen in die Erde getrieben werden. Haben wir dann den Friedhof gefunden, dann müssen die Ausgrabungsarbeiten allmählich nach dem Mittelpunkt zu hingeleitet werden. Wie allgemein bekannt, waren ja alle altägyptischen Begräbnisstätten nach dem gleichen Plane angelegt. Das Königsgrab lag in der Mitte und war von den Gräbern der königlichen Prinzen und Fürstinnen umgeben. Danach waren in einem weiteren Umkreis die Hänglinge begraben und die Personen des gleichen Ranges. Dann kam die Mittelklasse und in einem noch entfernteren Umkreis waren die unteren Klassen bestattet. Wenn unser Suchen von Erfolg gekrönt wird und wir das Alexandergrab finden dann werden die Entdeckungen von noch viel größerem Wert sein als beim Grabe Tutanchamons. Das ergibt sich aus der ungeheuren geschichtlichen Bedeutung des mazedonischen Weltvererbers.“

Große Bilderfälschungen in Paris.

Die französische Polizei ist in dem Pariser Vorort Barbizon einer ausgedehnten Bilderfälschungsgeschichte auf die Spur gekommen und hat bereits wertvolle Feststellungen gemacht. Der Führer der Fälscherbande ist ein Enkel des berühmten französischen Malers Millet namens Charles Millet; seit mehreren Jahren bereits beschäftigte er sich mit dem Verkauf von Kunstgegenständen. Unter anderem waren ihm in den letzten Monaten von englischer Seite wertvolle Bronzen zum Verkauf übergeben worden. Millet hatte durch verschiedene mehr oder weniger zweifelhafte Verhandlungen die Aufmerksamkeit der Polizei auf sich gelenkt, die das Geschäft genau beobachtete. Hierbei entdeckte die Polizei bald, daß Millet mit einem geschickten Kopisten in einem Pariser Vorort zusammenarbeitete. Der Kopist stellte die fälschlichen Millet's her, und der Enkel des großen Franzosen wies sie mit Hilfe von Briefen des Großvaters oder aber, indem er erklärte, die Bilder seien seiner Familienbesitz und Erinnerungen gewesen, als echt aus. Der gewinnbringende Abzug der Fälschungen brachte die Fälscher erst auf den Geschmack, jetzt beschränkten sie sich nicht mehr allein auf Millet's, sondern stellten auch Gemälde von Monet, Cézanne, Degas, Corot usw. her. Ausländische Agenten sorgten für einen regelmäßigen Abzug der Waren. Die Polizei stellte fest, daß ein Sammler erst kürzlich einen fälschlichen Millet für 250.000 Mark erworben hat.

Spare and sei dick durch Valeteria

die hygienische Kleiderpflege.

Rufe heute noch an

B 4 Bavaria 9101



Maientag der Kinderfreunde

Die Berliner Arbeitsgemeinschaft der Kinderfreunde veranstaltete am Sonntag im Volkspark Neukölln einen Maientaufmarsch, der großes Interesse fand.

Theaternot — Kulturnot.

Eine lehrreiche Statistik über städtische Theater.

Die Spitzenorganisationen der freien Gewerkschaften haben in ihrer großen Kundgebung vor kurzem mit Recht auf das große Verdienst hingewiesen, das sich die deutschen Städte erworben haben, als sie im Laufe der letzten Jahrzehnte Privattheater in gemeinnützige oder subventionierte Theater umwandelten. Das Ziel der Städte war dabei die Pflege der Kultur und die Förderung des sozialen Theaters. Die Gewerkschaften haben mit Sorge auf die schwierige Finanzlage der meisten Kommunen aufmerksam gemacht und fordern, daß über dem Sozialetat der Städte der Kunstetat nicht vergessen werden dürfe. Sie haben an alle beteiligten Kreise den Mahnruf gerichtet, ernstlich an der Reform der Theater mitzuwirken, um Wege zu finden, das Theater zu erhalten und für die breiten Massen verständlich und zugänglich zu machen. Dieser Mahnruf ist sicherlich nicht ungehört verhallt. Die Städte jedenfalls stehen auf demselben Boden: ein

Leben ohne Kultur, ohne Kunst wäre nicht lebenswert.

Wenn irgend möglich, bleiben die Stadttheater erhalten, die wertvolle Sammelpunkte kulturellen Schaffens im Lande sind. Auf der anderen Seite darf man sich nicht darüber täuschen, daß das deutsche Theaterwesen, insbesondere die Oper, an gewissen Liebertreibungen krankt, die in glücklicheren Zeiten ertragen werden konnten, im Zeitalter eines verlorenen Krieges nicht ungefährlich sind.

Ueber den gegenwärtigen Stand der öffentlichen Theater und Orchester gibt eine ausgezeichnete Statistik Aufschluß, die der Direktor des Statistischen Amtes der Stadt Mannheim, Prof. Dr. Schott, in dem loeben erschienenen ersten Teil des „Statistischen Jahrbuches deutscher Städte“ veröffentlicht. Die Statistik betrifft die Lage der Theater und Orchester in den deutschen Städten mit mehr als 50 000 Einwohnern im Rechnungsjahr 1928/29. Gegenüber dem Vorjahr haben sich die

Aufwendungen der Städte für Theater und Orchester

fast genau um ein Viertel erhöht. Der Gesamtzuschuß der erfochtenen Städte betrug im Berichtsjahr 58,5 Millionen M., nämlich 49,6 Mill. für Theater, 7,8 Mill. für Orchester, 60 100 als Zuschüsse für Theatergemeinden, 1,3 Mill. für außerordentliche Zwecke (im wesentlichen Bauten). Die Beträge, die von den einzelnen Städten gezahlt werden, sind zweckmäßig für den Kopf der Bevölkerung ausgerechnet worden. An der Spitze stehen Freiburg mit 8,27 M., Darmstadt mit 8,23 M., Heidelberg mit 7,78 M., Wachen mit 7,55 M., Mannheim mit 7,38 M., Bochum mit 6,30 M., Duisburg mit 6,29 M., Münster mit 6,12 M., Hagen mit 5,90 M., Bonn mit 5,80 M. und Düsseldorf mit 5,68 M. auf jeden Einwohner. Es ist bemerkenswert, daß auch Industrie- und Bergbaugemeinden die Theaterkunst mit solchen Beträgen fördern. Die geringsten Kopfbeträge leisten unter den Städten mit mehr als 200 000 Einwohnern Breslau mit 1,82 M., Dresden mit 1,75 M., Berlin mit 0,71 M. und Gelsenkirchen mit 0,59 M. Dabei ist zu bedenken, daß in Breslau aus dem Öffentlichen ein Teil des Theaterzuschusses getragen wird, daß Berlin und Dresden Staatstheater haben, und daß Gelsenkirchen keine Vorstellungen nur aus Gastspielen erhält. Unter den Städten von 100 000 bis 200 000 Einwohnern liegen die geringsten Kopfbeträge bei Braunschweig (Staatstheater!), Oberhausen, Ludwigshafen, Heilighausen, Harburg, Hindenburg und Kassel (Staatstheater!). Im Berichtsjahr leisteten 9 Städte Zuschüsse an Staatstheater, nämlich München, Dresden, Stuttgart, Kassel, Wiesbaden, Karlsruhe, Braunschweig, Darmstadt und Jena. Die Zuschüsse liegen zwischen 25 000 und 1 023 000 M.

Die Personalzahlen haben sich gegenüber dem Vorjahr nicht wesentlich geändert: Verwaltung 552, Opernsolisten 1333, Schauspielersolisten 1189, Orchestermitglieder 3269, Singsolo 1803, Tanzpersonal 468 und übriges Personal (insbesondere Bühnenarbeiter und technisches Personal) 6366. Zahlreiche städtische Theater und Orchester geben Gastspiele in anderen Orten. Stellt man, wie es Prof. Schott tut, die Veranstaltungen fremder Ensembles in den Berichtsjahren den auswärtigen Gastspielen des eigenen Ensembles, also gewissermaßen Theaterin- und -ausfuhr einander gegenüber, so zeigt sich, daß der Verkauf mit 1653 Veranstaltungen den Empfang mit 1601 um ein Geringes überwiegt. Oper und Operette sind vorwiegend Exportartikel, Schauspiel Importartikel. Das liegt daran, daß die in der Statistik erfaßten größeren Städte diejenigen

kleineren Städte mit Oper und Operette beliefern,

da keine Oper besitzen, während die (vorwiegend Berliner) Schauspielersolisten in der ganzen Provinz, auch in den größeren Städten, willkommen sind.

89 Proz. der Besucher waren Gäste der Abendvorstellungen, 9,6 Proz. der Nachmittagsvorstellungen und 1,4 Proz. der Vormittagsvorstellungen.

Interessant ist noch die gegliederte Einnahmen- und Ausgabenstatistik: von den Betriebseinnahmen kamen 19,8 Proz. aus dem Verkauf der Tageskarten (1926: 21,6 Proz.), 11,1 Proz. aus Abonnements (1926: 13,5 Proz.), 3,6 Proz. aus geschlossenen Vorstellungen (1926: 4,7 Proz.), 2,8 Proz. aus Konzerten

(2,7 Proz.), 2,5 Proz. aus Garderobe, Legten und Zetteln (2,5 Proz.), 1,5 Proz. aus Gastspielen (1,5 Proz.) und 1,7 Proz. aus sonstigen Einnahmen (2 Proz.). Nur 43,1 Proz. der Gesamtausgaben wurden im Rechnungsjahr 1928/29 aus Betriebseinnahmen gedeckt (1926 waren es noch 47,5 Proz.), 56,9 Proz. mußten durch Zuschüsse gedeckt werden, die von den Städten mit 54,9 Proz., vom Staat mit 1,5 Proz. und von Provinzen mit 0,5 Proz. getragen wurden. Diese Entwicklung ist außerordentlich bedenklich. Am höchsten liegt der prozentuale Zuschuß der großen Städte bei Essen mit 78 Proz., Düsseldorf mit 70,6 Proz., Gelsenkirchen 70 Proz., Bochum 69,6 Proz. und Dortmund 66,5 Proz. der Gesamteinnahmen.

Es liegt nahe, aus diesen aufschlußreichen und überaus interessanten Ergebnissen Schlussfolgerungen für eine künftige Theaterpolitik der Städte zu ziehen. In Schlagworten zusammengefaßt, würden diese Folgerungen lauten: Aufrechterhaltung des Standards und des Niveau, Rationalisierung durch wirtschaftliche Führung des Betriebes, durch Kooperation geeigneter Städte und mit Reich und Staat, durch Zusammenarbeit mit Theatergemeinden, stärkere Verbindung mit dem Rundfunk, neuzeitliche Abonnementwerbung, Ueber allem Geschäft aber steht die Verpflichtung der Kunst und der sozialen Gemeinschaft gegenüber.

Dr. Otto Bencke.

Blutiger Kampf in Südafrika.

Eingeborene gegen Polizisten.

London, 5. Mai.

In Worcester, einer kleinen Stadt 130 Kilometer östlich von Kapstadt, wurden bei einem Zusammenstoß zwischen Eingeborenen und der Polizei fünf Eingeborene getötet und der Befehlshaber der Polizei sowie zwei Polizisten schwer verletzt. Die Polizei hatte unter Führung des Leiters der Geheimpolizei in Kapstadt, Thomas, einen im Besitz eines Gewehres befindlichen Eingeborenen während einer Versammlung verhaften wollen. Nach den vorliegenden Meldungen wurde die Polizei dabei angegriffen und mußte sich nach einem Kampf von 10 Minuten zurückziehen, wobei sie eine Salve abgab. Der Polizeichef wurde schwer verletzt; die Polizisten erlitten durch Steinwürfe und Messerschläge ernste Wunden. Sonntag abend trafen 50 Polizisten aus Kapstadt ein. Die europäische männliche Bevölkerung von Worcester ist erlöst worden, sich für den Notfall in Bereitschaft zu halten. Die Unruhen sind nach späterer Meldung von betrunkenen Fanatikern, die nicht zu der eingeborenen Negerbevolkerung gehören, hervorgerufen worden. Das Befinden des verwundeten Polizeihauptmanns ist äußerst kritisch. Er ist nicht nur durch Arthrose niedergedrückt worden, sondern es sind ihm auch von einer Frau Schnittwunden in den Hals beigebracht worden.

Wahlsieg in Frankreich.

Kriegshafen Lorient erobert.

Paris, 5. Mai. (Eigenbericht.)

Im Wahlkreis Lorient in der Bretagne wurde der sozialistische Kandidat L'Herpède im ersten Wahlgang mit 8784 Stimmen zum Deputierten gewählt. Die Radikalen, die bisher den Wahlkreis in ihrem Besitz hatten, konnten nur 2500 Stimmen aufbringen. Die Reaktionsäre verloren von 5000 Stimmen beinahe die Hälfte. Sie erhielten 2800 Stimmen. Der sozialistische „Populaire“ führt den Wahlausgang darauf zurück, daß die Radikalen sich durch ihre Zusammenarbeit mit der Reaktion in der Kommunalpolitik in Lorient kompromittiert haben.

Im Wahlkreis Vargentièrre (Ardèche) wurde bei der Stichwahl der reaktionäre Kandidat Bollin mit 7900 Stimmen gewählt. Sein sozialistischer Gegenkandidat Froment erhielt die verhältnismäßig hohe Stimmenzahl von 6300. Noch bei der vorigen Kammerwahl hatten die Linksparteien in dem Wahlkreis insgesamt kaum etwas über 1000 Stimmen aufgebracht.

Großtag der Feuerwehr.

Auf dem Flughafen Tempelhof gab am Sonntag die Berliner Feuerwehr den Ton an. Die Flughafengesellschaft vermied es, ihr den Erfolg durch eigene Darbietungen freitrag zu machen. Den ganzen Nachmittag donnerten die Verkehrsflugmaschinen der Luft Hansa über den Platz. Der Rundflugpreis betrug nur 6 M., und der Ansturm der Passagiere war ganz gewaltig. Gegen 6 Uhr kommt etwas Abwechslung in das eintönige Bild. Der Pilot Haster steigt mit einer Montgolfiere hoch und landet kurz darauf wieder glatt auf dem Platz. Pflötzlich wölgen sich riesige Qualm wolken über das Gelände. Mit Benzin getränkte Fässer sind in Brand gesetzt worden, das Feuer wird innerhalb weniger Minuten durch das Schaumlöschverfahren erstickt. Als sich die

Dunkelheit auf den Platz gesenkt hat, heulen mit einem Male die Sirenen los. „Höchstler Alarm!“ Das Dach der Halle I brennt. Löschzüge brausen heran. Fackeln flammen auf, mechanische Leitern schießen empor, die Dampfmaschinen begannen zu arbeiten, und aus 26 Röhren schießt das Wasser heraus. Die Arbeit der Feuerwehr bietet ein übermächtiges Bild. Gantäter reihen mit Tragbahnen umher, Puppen werden in Sprungtücher geworfen, Pfeifen trillern. Das Publikum betrachtet gespannt jede einzelne Phase der Löscharbeiten. Als die letzten Züge der Feuerwehr davonrasseln, knallt das Feuerwerk empor, und Zehntausende von Großstädtern, die sich die Lunge wieder voll frischer Luft gepumpt haben, pilgern befriedigt nach Hause.

Maijugendtag in Kaulsdorf.

Die große Feier auf der Spielwiese.

Aus allen Richtungen der großen Stadt strömten die sozialistischen Jugendgruppen gestern hinaus zu den Spielwiesen in Kaulsdorf.

Aus dem frischen Grün der Bäume und Sträucher leuchten die roten Fahnen und Wimpel. Immer neue Scharen kommen mit klingendem Spiel angetrieben. Auch die Parteifreunde haben ihren Sonntagsausflug nach Kaulsdorf-Süd gemacht und erfreuen sich an dem Leben und Treiben. Ueberall auf der Wiese schließen sich dichte Kreise Schauspieler um die Arbeiterjugend und Mädel, die ihre Volkstänze vorführen.

Aus der Ferne schallt Trommelschlag herüber. Von Köpenick rückt ein neuer Zug an. Schließlich sind alle versammelt. Die Banner der Arbeiterpartei, der Jugendgruppen des Zentralverbandes der Angestellten, der Freien Gewerkschaftsjugend zeigen, daß die Berliner Arbeiterjugend und Mädel diesen Festtag gemeinsam begehen. Signale rufen alle zur Eröffnungskundgebung zusammen. Gemeinsamer Gesang: „Wir sind das Bauvolk der kommenden Welt“, aus viertausend Röhren angestimmt, leitet über zu den Rezitationen und der Ansprache des Vorsitzenden Leudstedt. „Wann wir schreiten“, kündigt über den Platz und dann kommt wieder Spiel und Sport zu seinem Recht. Am Abend ruft ein Signal wieder zum Sammeln. Die Freie Sport- und Musikvereinigung Berlin spielt, dann bringt der Sprechchor wichtige Werke zum Vortrag, und daran schließen sich Musikdarbietungen des Streichorchesters der SW. Reichstagsabgeordneter Dr. Kurt Löwenstein spricht zur Jugend.

Kuhnerts Anleihenfabrik.

Ein kleiner „Fall Stinnes“ vor Gericht.

Herr Kuhnert, Inhaber der „Inlandsbank“, ist in Moabit keine unbekannt Persönlichkeit. Sein Aktienkündigungsgeschäft hat seinerzeit viel Aufsehen erregt. Er war angeklagt, aus Gerichtsakten einige Seiten entnommen zu haben; das Urteil gegen ihn lautete auf drei Monate Gefängnis. Heute verantwortet er sich wegen Betrug und Urkundenfälschung. Er soll Anleihen in Höhe von 31 Millionen Mark bei der Reichsbank als Neudesign angemeldet haben. Mit ihm ist ein gewisser Herr Dunkelblum angeklagt, aber nicht erschienen.

Die Verhandlung beginnt mit der Frage, ob der Prozeß ohne Herrn Dunkelblum geführt werden kann. Dunkelblum hatte noch gestern seinen Anwalt Dr. Thoma aufgesucht und mit ihm alle Einzelheiten durchgesprochen. Heute ließ er seinem Verteidiger mitteilen, er habe wegen der Krankheit seiner Mutter plötzlich wegreisen müssen. Staatsanwalt Dr. Berliner ist zwar der Ansicht, daß Herr Dunkelblum als polnischer Staatsangehöriger nicht nach Berlin zurückkehren werde, erklärt sich jedoch bereit, seinen Antrag auf Erlass eines Haftbefehls vorläufig zurückzustellen, damit der Verteidiger den Versuch unternehmen könne, das Erscheinen Dunkelblums im Gerichtssaal zu veranlassen. Die Verhandlung wurde auf zwei Tage ausgesetzt, moent das Gericht sich einverstanden erklärte. Vorher mußte aber noch über einen Antrag der Verteidiger des Angeklagten Kuhnert, der Rechtsanwältin Sandak und Serini, entschieden werden, die die Einstellung des Verfahrens gegen ihre Klienten beantragten. Kuhnert ist nämlich seinerzeit von der französischen Regierung in der Aktienkündigung angelegenheit ausgeliefert, aber gegen Kaution freigelassen worden. Später wurde Kuhnert in der Anleihenfabrik wieder verhaftet. Die Verteidigung vertat den Standpunkt, daß das Nachtragsauslieferungsbegehren unzulässig gewesen sei. Nach Erhebung der Anklage habe der Untersuchungsrichter infolge des Einspruchs der Verteidigung einen neuen Haftbefehl erlassen, obwohl er nicht mehr zuständig war. Bei dem Nachtragsantrag an die französische Regierung sei auch verschwiegen worden, daß Kuhnert gegen Stellung einer Kaution von der Untersuchungsbehörde verhaftet worden sei. Man könne nicht zwei Haftbefehle zur Auswähl erlassen. Staatsanwaltschaftsrat Dr. Berliner hielt den Einspruch der Verteidigung nicht für stichhaltig. Die französische Regierung habe sich mit der Auslieferung einverstanden erklärt. Ein neuer Antrag sei nur vorförsig gestellt worden und an sich nicht notwendig gewesen; denn es handle sich bei Kuhnert um eine fortgesetzte Handlung, die sich ausdehne bis auf die Zeit nach erfolgter Auslieferung.

Zum Inhalt der Anklage soll im Augenblick nur so viel gesagt werden, daß Kuhnert und Dunkelblum zwei gemeinschaftliche Fälle des Betruges zur Last gelegt werden und dem letzteren außerdem noch fünf weitere Fälle. Die Anleihenfabrik wurden von Kuhnert durch Strohmänner in Polen, Frankreich, Amerika und Holland erworben, an seine eigene Inlandsbank überwiesen und von dieser ihm ausgehändigt.

Staatsanwaltschaftsrat Dr. Berliner, der ebenso wie gegen Stinnes auch die Anklage gegen Kuhnert erhoben hat, vertritt in seiner Anklageschrift die Auffassung, daß sich alsbald nach Inkrafttreten des Gesetzes Personen des In- und Auslandes zusammengekommen und die Vorbereitungen für eine betrügerische Anmeldeung von Anleihen getroffen haben. Im Inlande sei es vor allem Kuhnert gewesen, der zu diesen ausländischen Persönlichkeiten Beziehungen unterhielt und gemeinsam mit ihnen in einer größeren Anzahl von Fällen durch betrügerische Anmeldeung von Anleihen das Reich zu schädigen gesucht habe. Die betrügerischen Anträge gingen sämtlich über das Ausland durch vorgeschobene Persönlichkeiten. Dieser Weg über das Ausland sei deshalb gewählt worden, weil die Kontrollmittel, insbesondere die Heranziehung der Steuerkräfte, nicht möglich war.

Gewerkschaftlicher Rundfunkvortrag: „Der Anleihenfabrikant und jetzt.“ Um 18 Uhr spricht heute der 1. Bevollmächtigte des Zentralverbandes der Angestellten, Genosse Hans Gottlurck, durch den Berliner Rundfunk über das Thema: „Der Angestellte einst und jetzt.“

Flucht aus Ostelbien

Ergebnisse einer Wanderung — Von Fritz Köhler

Wir hatten uns einige Meter von der polnischen Grenze verabredet, am Marktplatz des stillen Nordmacherstädtchens Tirschtiegel, dessen östlicher Teil mit samt dem Bahnhof an Polen gefallen ist. Dieser Bahnhof heißt jetzt nicht mehr Tirschtiegel, sondern Trzciel und ist das Mittelstück der Linie Zabrze — Wiedzygod, was vor zwölf Jahren, als Polen noch zum Deutschen Reich gehörte, ganz einfach Bentschen — Birnbaum hieß. Je näher der Zeitpunkt der Verabredung rückt, desto unruhiger werde ich: bis Refezig sind es fünfundzwanzig Kilometer, das wären also fünf Stunden Marsch, wenn der Freund nicht kommt. An sich ist das gar nicht schlimm, aber hier in dieser weiten weiten Ebene Osteliens, wo Menschen, Tiere und Telegraphenstangen flüchtig gleich am Horizont dahinschieben, da wiegen Raum und Zeit schwerer, breiter, fast drückend. Gestern noch Berlin und heute die Feldmark von Rafflettel: abwechselnd braune und grüne Karos in riesenhafter Dimension, in die Pfug und Egge Furche neben Furche und Rille neben Rille eingezeichnet haben. Sonst nichts, bis auf die eine Krähe, die sich auf ein grünes Karo mit junger Saat gesetzt hat.

Und dazu regnet es in Strömen. Die schneeweißgewaschenen Chauffeestühle, die wie große Broden Kreide daliegen, führen immer die Grenze entlang, jenseits der Seenlinie sind die Karos polnisch. An dieser Ecke ist mal Polen etwas größer, mal Deutschland, je nachdem, wie das Wasser steht. Denn das Wasser ist polnisch und wenn der See im Frühjahr über die Ufer tritt und das Land überschwemmt, dann reicht Polen bis an die Häuser von Schlaß Reudorf. Im Sommer, wenn der See einschrumpft, wächst das Deutsche Reich. Man gewöhnt sich langsam das Staunen über diese Art von Grenzziehung an.

Wir müssen bald abbiegen, noch ein paar hundert Meter, dann führt die Chauffee über polnisches Gebiet nach Bentschen. Rechts liegt Groß-Dammer, ein Dorf mit 1300 Einwohnern, wo bei den letzten Kommunalwahlen fünfhundert polnische Stimmen abgegeben wurden. In der Kinderheilstube unterrichten zwei Lehrer die Kinder in polnischer Sprache. In Posemudel liegen die Verhältnisse ähnlich. Auch in Kutschkau, das schon längst außerhalb des Zollgrenzgebietes liegt, horcht man auf, wenn die Leute sich nicht mit einem „Guten Tag“ begrüßen, sondern mit einem polnischen Gruß.

Junker und Popen

Man hat anfänglich gar nicht auf die vielen Pfähle acht gegeben, die am Wege stehen und von denen jeder Pfahl ein kleines Häuschen zu tragen hat. Aber jetzt, wo ein Landmann vor einem solchen Pfahl den Hut zieht und sich bekreuzigt, sieht man genauer hin: Mutter-Gottes-Bilder sind es, die an jeder Wegkreuzung die Schritte der Leute hemmen. Ein anderes Bild: etwas außerhalb des Dorfes liegt der Kirchhof von Kutschkau, ich sagte schon, es geht in Strömen vom Himmel, als wir durch Kutschkau kamen, aber ungeachtet des Unwetters traten vor einem frisch aufgeworfenen Grabe vier verhärmte, weinende Frauen nieder und beteten. Und der Herr von Sühmer-Großki-Fuß hat im ersten Stockwerk seines Herrenhauses, an dem die Straße vorbeiführt, in die Wand einen großen Glasfenster eingelassen, in dem noch einmal Maria und Jesus in buntester Bemalung zu sehen sind. Schräg gegenüber vom Herrenhaus, gleich hinter dem Dorfteil, steht die Kirche, neu abgeputzt, ziegelgedeckt und seit der Renovierung mit einer . . . Zentralheizungsanlage versehen. 135 000 Mark hat der Umbau gekostet.

Dazwischen die Wohnungen der Landarbeiter. Halb zerfallene Fachwerkbauten, strohgedeckt, von Moos überwuchert. Da und dort ein Stück Blech auf den Dächern. Ich frage: „Was soll denn das Blech da oben?“ „Nun, damit es nicht durchregnet.“ Ja, und dann erzählt man mir folgendes: Nach vieler Mühe hat der Genosse vom Deutschen Landarbeiterverband eine Versammlung der Gutsarbeiter im Dorftrug zustande gebracht. Nach vieler Mühe, denn in verschiedenen Orten dieser schwärzesten Gegend Osteliens gibt der Budiser die Gaststube erst gar nicht her, weil der Stahlhelm gefogt hat: „Gibst du den roten dein Lokot, dann haben wir das lehtmal bei dir geoffen.“ Also der Genosse spricht, aber ein Gutsarbeiter nach dem anderen drückt sich zur Tür hinaus. „Wo molst ihr denn hin?“ „Wir müssen nach Hause.“ „Warum denn?“ „Es regnet draußen.“ „Dann geht man doch nicht auf die Straße.“ „Das hilft alles nichts, wir müssen ganz schnell nach Hause und Tonnen aufstellen, sonst können die Enten bei uns in der Stube schwimmen.“ Das ist Ostelbien.

Wir gehen in eins der Häuser. Daß die Türen windschief in den Angeln hängen und nirgends schließen, fällt schon niemandem mehr auf. „In Rafflettel ist das viel schlimmer, da kannst du mit der Hand durchs Dach lassen und Sonne, Mond und Sterne sehen“, sagt man mir, und wirklich, nach dem, was ich noch andersorts an Landarbeiterwohnungen zu sehen bekam, war Kutschkau tatsächlich nicht das Schlimmste. Hier gab es wenigstens neben der Stube noch eine Küche, so daß man also nicht in der Stube, wo sechs, acht, zehn Menschen essen, tranken, schlafen, auch noch das Schweinefutter locken mußte. Aber Dielen am Fußboden gab es auch in Kutschkau nicht, überall nur Ziegelstein neben Ziegelstein, kalt, zerbrochen, ausgetreten; es gibt mehr als eine Landarbeiterfrau, die auf diesen ostelbischen Fußböden mit einem Kessel kochenden Wassers umgeben ist und sich schwer verbrüht.

Ich frug die Frau, da in der Stube nur zwei Betten standen, wo denn hier sieben Mann schlafen. „Da, die Kinder schlafen nebenan in der Kammer“, meinte die Frau und schlägt einen Vorhang zurück. Aber so sehr ich in das dunkle Loch starre, so wenig vermag ich zu sehen, erst nach einiger Zeit, als ich in die „Kammer“ getreten bin, in der tiefen Finsternis dort herumtappend, merke ich, daß ja rechter Hand ein Bett steht. In dieser fensterlosen Buchstube schlief die deutsche Landarbeiterjugend.

Stundenlohn: 12 Pfennige!

Das sind alles nur subjektive Eindrücke, mag jemand einwenden. Schön, obwohl der Deutsche Landarbeiterverband allein in Refezig (Grenzmark) in jüngster Zeit fünfzig Gerichtserekenntnisse durchgesetzt hat, nach denen die Gutsherren diese hümmelstreichenden Wohnungen wenigstens notdürftig ausbessern mußten. Aber nehmen wir einmal die Löhne in Ostelbien, über deren Höhe doch die Lohnämter erschöpfend Auskunft geben. Was verdient ein Deputant, was ein Freiarbeiter, was ein

Hofegänger, also Leuse, die auf den Gütern arbeiten, und was verdient ein Knecht beim Bauern? Unter Zugrundelegung einer tariflich festgesetzten Arbeitszeit von 2775 Stunden pro Jahr kommen wir dabei zu folgender Jahreseinnahme:

1. Der Deputant	
Barlohn: 2775 Arbeitsstunden à 12 Pf.	333,— M.
19 Zentner Roggen à 7,50 M.	142,50 „
4 Zentner Futtergetreide à 7,50 M.	30,— „
80 Zentner Kartoffeln à 1,20 M. (Feldpreis)	96,— „
12 Raummeter Kollholz à 6 M.	72,— „
25 Zentner Breiteits à 1,30 M.	32,50 „
6 Fuhren Strauch	9,— „
Freie Kuhhaltung oder täglich 2 Liter Vollmilch, umgerechnet	146,— „
Freie Wohnung, nach den Richtsätzen des Deutschen Landarbeitersverbandes	84,— „
65 Quadratrunder Land ergeben 9 Zentner Kartoffeln	10,80 „
	953,80 M.

Also 953,80 M. beträgt die jährliche Einnahme eines Deputanten, wovon allerdings noch rund 7 Proz. Soziallasten abgehen, was ungefähr 65 M. ausmacht. Dann der Hofegänger, eine ledige Arbeitskraft, die der Deputant zu stellen hat. Deren Barlohn schwankt zwischen 6 Pf. pro Stunde bei Bierzehnjährigen und steigt bis auf 14 Pf. pro Stunde bei Ahtzehnjährigen. Dazu kommen einige Naturallohn, so daß günstigenfalls

2. Der Hofegänger	
an Barlohn: 2775 Arbeitsstunden à 14 Pf.	388,50 M.
7½ Zentner Roggen à 7,50 M.	56,25 „
15 Zentner Kartoffeln	18,— „
	462,75 M.

einnimmt, wovon ebenfalls 7 Proz. Soziallasten abgehen. Bleibt von den Gutsarbeitern der sogenannte Freiarbeiter, der in

einer Mietwohnung wohnt, und sofern er verheiratet ist und sich für das ganze Jahr verpflichtet, einen Stundenlohn von 30 Pf. erhält. Seine Jahreseinnahme sieht folgendermaßen aus:

3. Der Freiarbeiter	
an Barlohn: 2775 Arbeitsstunden à 30 Pf.	832,50 M.
12 Zentner Roggen à 7,50 M.	90,— „
18 Zentner Kartoffeln	21,60 „
½ Morgen Land ergeben 20 Zentner Kartoffeln	24,— „
	968,10 M.

Auch von dieser Summe geben 7 Proz. Soziallasten ab. Demgegenüber steht sich der Knecht beim Bauern entschieden besser. Hier ist er in Kost und Logis, kann immerhin mit einem monatlichen Barlohn von 50 M. rechnen, bei weiblichen Arbeitskräften beträgt dieser 40 M., bei Jugendlichen 25 M. Hierzu kommen in jedem Fall 6 Zentner Kartoffeln pro Jahr, bei Frauen Kleiderstoff, Bettfedern bzw. Schafwolle, und nicht zu vergessen: die Soziallasten gehen zu Lasten des Bauern. Nun berechnen die ostdeutschen Finanzämter für Kost und Logis täglich 1,50 M., so daß die Jahreseinnahme eines Bauernknechts

4. Der Knecht beim Bauern	
an Barlohn 12 mal 50 M.	600,— M.
an Kost und Logis, nach den Richtsätzen der Finanzämter	547,50 „
6 Zentner Kartoffeln	7,20 „
	1154,70 M.

beträgt. Obwohl dieser Betrag schon etwas günstiger ausfällt als diejenigen der Gutsarbeiter, übersteigt er jedoch nur um 8,10 M. die Unterstützungssumme eines ledigen Berliner Erwerblosen der obersten Klasse!

Triumph der Maschine

Ein Vergleich zwischen Vogel und Flugzeug

Den Flug der Vögel mit den Leistungen eines Flugzeuges aus Menschenhand exakt zu vergleichen, d. h. wirklich genaue Zahlenwerte zu gewinnen, ist wesentlich schwieriger, als man auf den ersten Blick meint. Es reicht nicht aus, die absoluten Leistungen des einen denen des anderen gegenüberzustellen, eine brauchbare Parallele könnte man nur erhalten, wenn man zunächst einen Vogel von den Dimensionen eines Flugzeuges konstruieren und dessen Eigenschaften bestimmen würde. Ein solcher Riesenvogel würde sich nämlich ganz anders verhalten, als man nach den Fähigkeiten der kleinen Naturflieger gewöhnlich annimmt. Worauf wir Menschen bei einer vergleichenden Betrachtung des Vogelstuges allerdings stets zuerst und immer noch mit berechtigtem Recht blicken, das ist die hohe Betriebssicherheit der fliegenden Tiere. Noch nie hat man einen Vogel wegen Flügelbruchs oder wegen Versagens der Muskelmotoren oder wegen falscher Steuerbewegungen abstürzen sehen. Der Vogel ist — alter Traum der Flugzeugkonstruktoren — absolut trübsicher. Er hat die unschätzbare Fähigkeit vor dem Menschen voraus, bei Störungen des Gleichgewichts die entsprechenden Ausgleichsbewegungen vornehmen zu können, ohne das Großhirn bemühen zu müssen, er balanciert ohne nachzudenken, denn die entsprechenden Reaktionen der Flügel und des Schwanzes sind reflektorisch. Was also der Mensch in langjähriger Schulung erst mühsam lernt, das macht der Vogel automatisch!

Auch die Geschwindigkeit der Reaktion hat der Vogel dem Menschen weit voraus, er ist imstande, mit seinen raschen Muskeln

70 einzelne Bewegungen in der Sekunde

zu vollbringen, während es der Mensch im Durchschnitt nur auf 12 in derselben Zeit bringt.

An Beweglichkeit ist der Vogel dem Menschen jedesmal überlegen.

Das scheint zunächst ein unüberwindlicher körperlicher Nachteil zu sein, in dem sich der Mensch bei Steuerung seines Flugzeuges gegenüber dem Vogel befindet. Diesen Vorprung holt aber der Mensch auf andere Weise wieder auf. Die Zeit, welche ein Flugzeug braucht, um eine Kippbewegung um einen bestimmten Winkel zu machen, ist um so länger, je größer das Flugzeug ist, und zwar ist diese Zeit proportional der 6. Wurzel aus dem Gewicht. Soll also eine Steuerbewegung gemacht werden, so hat der Führer einer großen Maschine dazu mehr Zeit als der einer kleinen. Es folgt daraus:

Die menschliche Steuerfähigkeit kommt der des Vogels bei einem Flugzeuggewicht von etwa 16 000 Kilogramm gleich.

Die heutigen Riesflugzeuge wie Dornier X und Junkers G 38 kann der Mensch theoretisch ebenso sicher steuern wie der Vogel sein kleines, er darf allerdings keine Zeit mit Nachdenken verlieren.

Besonders interessant ist ein Vergleich zwischen Vogel und Flugzeug in bezug auf die relative und absolute Leistung des Motors. Die Leistungsfähigkeit eines Vogelmuskels ist experimentell ziemlich exakt bestimmt worden, sie erreicht z. B. bei der Taube im Maximum 6 Kilogrammsekunden pro 1 Kilogramm Gewicht, danach wäre das Gewicht des Muskels für 1 PS. = 12,5 Kilogramm. Das entsprechende Gewicht bei einem Flugzeugmotor liegt bei Berücksichtigung von Getriebe, Kraftstoff und Öl zwischen 3 und 4 Kilogramm. Unsere Flugzeugmotoren sind also etwa dreieinhalbmal so leistungsfähig wie der Taubenmuskulatur. Dieser Vergleich ist aber noch nicht genügend exakt. Man müßte, um wirklich brauchbare Vergleichsziffern zu erhalten, zunächst einen Vogel von den Maßen eines Flugzeuges konstruieren, denn die Leistungsfähigkeit eines Muskels pro Gewichtseinheit nimmt ab mit zunehmender Größe (mathematisch ausgedrückt: proportional mit der 3. Wurzel aus dem Gewicht). Es läßt sich also die interessante Frage stellen, wieviel Muskelmasse pro 1 PS. Leistung bei einem Vogel von der Größe etwa der Junkers G 38 nötig wäre.

Die G 38 wiegt mit Passagieren und Besatzung bei Höchstbelastung 24 000 Kilogramm. Die Taube normalerweise 350 Gramm. Die G 38 übertrifft also die Taube um das 68 571fache. An Linear-dimension übertrifft die G 38 die Taube um

$$\sqrt[3]{68\,571} = 40,9$$

Die Muskelleistung eines Vogels, der so schwer wäre wie die G 38, berechnet sich also als $12,5 \times 40,9 = 511,6$ Kilogramm pro PS.

Ein Riesenvogel von der Größe des G 38 benötigt 511 Kilogramm Muskeln für 1 Pferdestärke Flugleistung.

Das ist eine fast 50fache Überlegenheit des Flugzeugmotors über den Vogelmuskulatur. Während die G 38 mit ihren 4 Motoren 2400 PS. leistet, würde es der Riesenvogel nur auf 47 PS bringen. Ein solcher Vogel wäre ein hilfloses Spiel jeder Luftströmung, seine Kraftleistung reichte zu einem dynamischen Fluge gar nicht mehr aus.

Nicht günstiger fällt die Vergleichung der Refordleistungen von Flugzeug und Vogel für den letzteren aus. Die längste Strecke, welche man einem Vogel von Flugzeuggröße zumuten könnte, wenn er imstande wäre, wie die kleine Taube 24 Proz. seines Gewichtes in Leistung umzukehren, wären 980 Kilometer, die er in etwa 8,5 Stunden bewältigen würde; der Weltrekord im Langstreckenflug wird jedoch heute von den Franzosen Coste-Lados mit 8100 Kilometer gehalten; eine zehnmal größere Leistung als sie ein Vogel bewältigen könnte.

Auch an absoluter Schnelligkeit erreichen die Vögel das Flugzeug nicht annähernd. Die höchste Geschwindigkeit einer Taube ohne Treib- und Gegenwind beträgt 20 Metersekunden, das sind 72 Kilometer pro Stunde gegenüber 460 Stundenkilometern, die bei den letzten Kämpfen um den Schneiderpol von einem Wasserflugzeug erreicht wurden. Was die Erreichung größer Höhen angeht, so sind wohl in 7000 Meter Höhe und sogar darüber gelegentlich Vögel angetroffen worden, doch kann selbst der Kondor, der den Rekord im Höhenflug unter den Vögeln hält, nicht aus eigener Muskelkraft, sondern nur unter Bemühung günstiger Windströmungen so hoch hinauffliegen. Dauersflüge in Höhe von mehr als 5500 Meter sind bisher noch nie beobachtet worden.

Wenn man also diesen interessanten, wenn auch notwendig unvollkommenen Vergleich noch weiter fortführen will, dann kann man sagen: infolge der größeren Leistungsfähigkeit des Motors und der daraus folgenden weit höheren Eigengeschwindigkeit sind die Flugzeuge weit unabhängiger von den Luftströmungen als die Vögel. Eine Taube kann z. B. bei Windstärken von mehr als 20 Metersekunden nicht mehr fliegen, während das Flugzeug mit einer Eigengeschwindigkeit von durchschnittlich 50 bis 60 Metersekunden sich gegen solchen Wind noch durchaus behaupten kann.

In allen Punkten ist also das Flugzeug dem Vogel heute schon überlegen, nur in einem einzigen nicht: in der absoluten Sicherheit der Konstruktion, und da man eine Maschine immer noch ihrer schwächsten Eigenschaft beurteilen muß, hat also der Vogel heute noch einen Vorprung. Aber wie lange wird es dauern, bis auch dieser Vorzug des Lebendigen vor dem Erzeugnis menschlicher Technik praktisch keine Rolle mehr spielen wird?

Dr. L. Steinberg

Wer telephonierte über den Ozean?

Im Jahre 1929 wurden im Durchschnitt täglich 50 transatlantische Gespräche geführt, am meist frequentierten Tag waren es 139. Wertwürdigerweise kommen weitaus an erster Stelle keine Privatgespräche, die 48 Prozent des Verkehrs ausmachen, erst an zweiter Stelle Börsengespräche mit 27 Prozent. Mehr als die Hälfte aller Gespräche wurden zwischen England und Amerika geführt. Deutschland ist nur mit der bescheidenen Quote von 8 Prozent am gesamten Telephonverkehr über den Ozean beteiligt.

Jawé jaowé Kaufun Schanghai überhanghai

Roman
eines Aufstands
von
Friedrich Lichtreker

(20. Fortsetzung.)

Noch war man unentschieden. Es gab nur einen Weg: Flucht. Die Befehlshaber wußten, daß es nicht so sehr auf ein glattes Entweichen aus der Affäre ankäme, als auf den ungeheuren Verrat ihres Programms. Jedes ihrer Worte war nun ein offenes Geheimnis geworden, das sich die verbündeten Regierungen zunutze machen würden. Um sie drohte alles zusammenzubrechen. Das Gefühl der Verantwortung drückte sie nieder. Man beschloß fürs erste, keinen Schritt aus dem Zimmer zu setzen, die Ereignisse an sich herantommen zu lassen. Was man aber auch immer beschloß, erwog, bedachte, war die Auswirkung einer grenzenlosen Hilfslosigkeit und Ohnmacht gegenüber einem raffiniert angelegten Attentat auf die geheime Sitzung der revolutionären Partei Chinas. Es war damit der Beweis erbracht, daß die Behörden auf das Tun und Treiben dieser Partei aufmerksam geworden waren. Man war gewiß nicht so naiv zu glauben, die Auslandsmächte einmal vor die Tatsache des plötzlichen Ausbruchs aufgeregter, zusammengefaßter Energien zu stellen und ihre Herrschaft in einem taifunähnlichen Sturm zu brechen. Es gibt keinen Staat der Welt, der seine Feinde nicht auch ernährt, duldet und ihre Gegnerschaft offensichtlich übergeht. Je schroffer die Gegensätze, desto autoritativer gebärdet sich die Repräsentanz eines Staates. Was aber die Herren eines sich neu konstituierenden Chinas im „Hotel Kanton“ erleben und begreifen mußten, war bereits der erste Schlag einer nicht zu unterschätzenden Gegnerschaft gegen ihre Bewegung.

Noch immer wanderte das Mikrophon von Hand zu Hand und ward angestarrt von düsteren, verzweifelten Augen. Es war allseits ein unheimliches Vorsichtsinbrücken.

Rur J. blieb jeder inneren Erregung unzugänglich. Unbeteiligt sah er an allen vorbei und gerade vor sich hin, als zöge seinen Blick ein dunkler unsichtbarer Punkt an. Plötzlich kam Bewegung unter die Schär. Der Krampf begann sich zu lösen. Die Blicke waren auf J. gerichtet. Sie forberten. Man nahm gegen ihn eine gegnerische Haltung ein. Was wollten die, die ihn bedrängend umstanden, ihn, der bis jetzt in undurchdringlichem Schweigen verharrte, abseits von allen Redensarten stand? Ließ ihn das alles unberührt? Ahnte er, wußte er vielleicht mehr? In diesem Lande baut doch keiner auf das Gute des Nächsten. Also verlangte man von J. Beiseit über seine Stellungnahme. Man bezeichnete ihn als den Kopf der Bewegung und überantwortete ihm feiner nun endgültig leuchtenden Pflicht, einzustehen für das Wohl jedes einzelnen des Landes.

J. tat den Herren nach ihrem Wunsche und nach seinem Rechte. Nicht daß er sich verteidigte, nicht daß er Bedenken rücksichtslos zerstreute, unbeeirrt steuerte er dem Ziele seiner Endtonsequenz zu: „Wir haben den Kampf auf uns genommen. Und wir haben mit denen zu rechnen, gegen die wir zu kämpfen begannen. Wer den Erfolg will, muß sich auch mit Niederlagen abfinden.“

„Und die Verantwortung dem Volke gegenüber,“ tönte es ihm entgegen.

J. verzog keine Miene: „Wer gewillt ist, sie zu tragen, zögert nicht beim ersten Zusammenstoß mit dem Feinde. Meine Herren, ich würde Ihnen dringend raten, Ihre Provinzen aufzusuchen, denn für Sie kann ich kaum eine Verantwortung übernehmen. Warten Sie dort. Sie müssen sich für diese Tage aufsparen, wo das Volk nach Generälen und Diplomaten verlangt wird — und nicht mehr nach mir. Schanghai möge fallen oder nicht — China wird wissen, daß seine Zeit gekommen ist.“ Er senkte den Ton seiner Stimme. „Lassen Sie sich von den paar Delektiven, die uns hier belauern, nicht einschüchtern.“ Er spielte mit dem Mikrophon, das er abwendend bald in der einen, bald in der anderen Hand hielt. „Diese kleinen Beamten haben ganz anderes erworbet. Man wird es vorsichtigerweise unterlassen, den Inhalt dieser Tagung der Öffentlichkeit vorzusetzen. Was die Regierungen betrifft, finden wir sie längst nicht mehr unvorberichtet, schon seit dem Bogeraufstand.“

Nach diesen Worten war die Sitzung aufgehoben, die Herren bereit zu gehen. Man wünschte sich schon längst aus dieser Stadt und überantwortete J. und dem glücklichen Zufall sein Schicksal. J. selbst wollte bleiben, das Hotel nicht eher verlassen, bis er die Ketten geborgen und verschont von Neben läßt hätte.

Nach der üblichen zeremoniellen Begrüßung, wobei sich jeder seine eigenen Hände herzlich schüttelte, Befristigungen bedürftiger Begeisterung ging man daran, einen Ausweg aus dem „Hotel Kanton“ zu suchen. Der dem Chinesen angeborne Familieninstinkt scheint auch in solchen Augenblicken des Lebens nicht aufhören zu wollen, über klaffende Zerwürfnisse und innersten Zwiespalt hinwegzuliegen. Die Herren spähten auf ihrem Wege aus dem Hotel vergebens nach Agenten. Ungehört gelangten sie auf die Straße, Mann für Mann, J. aber blieb hartnäckig zurück. Die leeren und halbboeren Gläser stimmten ihn wehmütig. Die verschobenen, wie verloren dastehenden, teilweise umgeworfenen Stühle mahnten ihn an die Unordnung des Geistes. Die Linien überschritten sich scharf wie Gegenstände. Von den Wänden schlug noch das Wort zurück und hallte dumpf im Innern des Mannes, der da allein war, zurückgelassen. J. betrachtete noch immer das Mikrophon, daß er vor sich auf den Tisch gestellt hatte. Plötzlich durchmaß er mit wenigen Schritten den Raum, während er die Stühle, die sich ihm entgegenstellten, rücksichtslos mit dem Fuß zur Seite stieß, und drückte auf die elektrische Klingel. Wartete. Nach kurzer Zeit trat mit tiefer Verbeugung der Zimmerkellner Fa ein und fragte nach dem Befehle des Gastes. Da er ohne Antwort blieb, wiederholte er seine Frage. J. stand abgewandt. Sagte Nebenläßliches. Sah verstimmt nach ihm. Fas Augen blieben auf dem Mikrophon haften. J. verfolgte jede Regung in dem noch kurz zuvor soft ausdruckslosen Ge-

sicht des Kellers. Ueberraschung, Bestürzung, gespannte Aufmerksamkeit wechselten ab. Ein vorsichtiger, prüfender Blick schlich sich an J. heran. J. fing ihn auf, umging den Tisch, um den Kellner vor sich zu haben. Wußte, daß es an der Zeit war, den Rücken zu decken. Wußte aber auch, welche Rolle Fa heute zu spielen hatte und in wessen Auftrag. Marins Agenten! Darüber war sich J. kaum mehr im Zweifel. Er wußte auch noch, daß es um sein Gesicht ging, um sein leidhaftiges Gesicht, das man suchte. Es ging demnach um alles. Daher war er auch zu allem bereit. Das mochte der andere ahnen. Und so war auch der, wenn nicht zu allem, aber doch zu manchem bereit. Die Lösung der Situation war nur mehr eine mechanische Frage, nämlich die der Schnelligkeit. J. war sich bewußt, den Vorteil zu besitzen, daß man an seinem Leben interessiert sei. Sein Tod würde die gewünschten Erwartungen nicht bringen. Also war es Mord, den er beabsichtigte. War er dazu fähig? Aber sein Gesicht — Der Kampf war doch bereits eröffnet. Ging es nicht auch um ein Mehr als diese sich schon im Keim verzehrende Revolution. J. schloß die Augen. Wollte etwas auslöschen. Aber es kam Rauch über ihn. Den Blick nach seinem Bewußtsein gerichtet, erstand vor ihm Marins Gesicht, das sich in ein Frauenbildnis auflöste. — Lilian —

Ihre Züge härteten sich, der Schnitt ihrer Augen verzog sich zur Breite, aus blühenden, schmalen Wangen stießen barbarische Knochen hervor, von gelber, ungebörter Haut bespannt. Jäh ging die Verwandlung vor sich — zum Wilde Fas. Dann stürzte es in sich zusammen, und J. sah in ein dunkles Loch. Ein roter durchsichtiger Schleier schob sich vor seinen Blick. Aus Verschwommenheit trübten sich plötzlich klare, nüchterne Formen hervor. Unweit von ihm lag der erschossene Zimmerkellner Fa.

22.

Das stille, vergessene Haus in der Hankau-Road führte nach außen hin ein vornehmliches Leben. Die von Träumen umsprungenen Stand es abseits von allem Betriebe. Darüber hing ein tiefblauer, unbewölkter Himmel, der drückte. Zwischen ihm und der Erde presste sich heiße Luft und zitterte. Der Garten wucherte wild, in sinnlicher Ueberfülle. Zu dieser Stunde berührte ihn nicht der leiseste Windhauch. Er sah läppig trägt, gefangeweilt und gleichgültig in den Tag.

J. hatte eine kleine Gesellschaft um sich versammelt. Sie bestand aus vier jüngeren bedrillten Herren, die sich alle aufs Haar ähnlich sahen. Intellektuell, unsympathisch glühten sie einem einzigen pergamenthäutigen Gesicht, aus dem unter Schlagsaugen winzige Pupillen stachen. Ihr Verhältnis zu J. war das unbedingter Ergebenheit, wenn auch nicht Unterwürfigkeit. Der Begriff Genosse war ihnen längst nicht mehr fremd. Neben Jus, Medizin, Philosophie offenbarte sich ihnen auf den Universitäten die Wissenschaft des radikalsten Sozialismus. Auflands Geschichte seit 1917 lehrte sie den Bolschewismus. War es ihr alles von Grund auf verwerfender Wille, was

es der originelle Einfall J.s, die vier jungen Herren hatten ihre bürgerlichen Namen abgelegt. Benannten sich: Dollar, Pfund, Tael, Yen. Also nach den vier gebräuchlichsten Geldsorten des Landes. Darin lag viel Schlaueit und Witz. Wenn wir noch die Begriffe von „Fallen“, „Steigen“ usw. vor uns haben liegt die Vermutung tieferer, praktischer Bedeutung dieser Bezeichnungen nicht allzu fern. Sie könnten sich demnach unauffällig einer über den anderen unterhalten, und man würde sie als Kullissenjäger an der Börse übergehen. Die vier benahmen sich ungebunden. Teils saßen, teils standen oder gingen sie auf und ab. J.s Augen begleiteten sie. Die Unterhaltung ging im Gegenjage zu der Bewegung still und leidenschaftlos vor sich. „Es würde mich interessieren, über den Besuch bei Mr. Garrison näheres zu erfahren“, wandte sich J. an Mr. Dollar. Es klang ironisch und ärgerlich. Eine gewisse Unstimmigkeit gegen seine Person blieb ihm nicht verborgen. Den Grund hierfür brauchte er nicht erst zu erraten. Im Augenblick aber mußte er ihn übergehen. (Fortsetzung folgt.)

Das neue Buch

Klippen der Philosophie

Die im Verlag Carl Heymanns, Berlin 1930, herausgekommene, von erstantlicher Sachkenntnis und souveräner Beherrschung der in Frage stehenden Materie zeugende Abhandlung Dr. Stegried Weingerts über „Erkenntnistheorie“ — eine „Untersuchung ihrer Aufgabe und ihrer Problematik“ — ist in Reinkultur die Neufassung eines revolutionären Geistes, sofern man unter dem Ausdruck „revolutionärer“ Umschichtung, Umstellung und Umstellung der Denkart und Erschütterung jeder angemachten, wissenschaftlichen Autorität und jeder erbeingelesenen, siebengewordenen Denkgewohnheit verstehen will.

Denn dieses Buch unternimmt den ebenso fähnen wie notwendigen Versuch, zunächst alles und jedes anzuzweifeln, jeder latenten Selbstsicherheit in wissenschaftlichen und philosophischen Fragen den Boden zu entziehen und den Leser gewissermaßen zu einer Revision seiner Ansichten über die Grundlagen aller Erkenntnis zu zwingen, die allein schon für so manchen philosophierenden Bourgeois (zu deutsch Spießbürger!), der nur zu oft auch unter der Verkleidung von Doktorhut und Professorentitel sein Unwesen treibt, eine sehr heilsame Aufgabe — in jedem Sinne dieses Wortes — bedeuten mag.

Darüber hinaus jedoch rechnet es ab mit der sogenannten „naiven“ und den verschiedenen metaphysischen Auffassungen und führt mit Kant, dem Vater der modernen Erkenntnistheorie, „die mögliche Erfahrung“ zurück auf „etwas ganz Zufälliges“. Der Autor lehnt, dem Hofen der Erkenntnis vorgezogen, drei „Klappen“, die restlos überwunden werden müssen, wenn es zur Durchführung von Erkenntnistheorie kommen soll: die Tendenz zur Apriorisierung, — den Hang, „aus irgendwelchen Gründen die Prinzipien zu apriorisieren“, im voraus gegebenen „abzustempeln“, die Tendenz zur Hypothetisierung, — die Neigung, „aus Hypothesen Hypothesen, aus Worten Dinge zu machen“, und schließlich die Tendenz zur Stabilität, — die Gefahr, „deshalb eine transzendente Außenwelt anzunehmen, weil sonst jede „Stabilität“ verschwände und Erkenntnis eine willkürliche und schwankende Auffassung sei.“

Inwiefern nun aber die oben angeführte Bezeichnung der „möglichen Erfahrung“ als „etwas ganz Zufälliges“ Berechtigung hat oder nicht, bleibe zunächst dahingestellt. Denn gerade der durch die Schaltung erkenntnistheoretischer Methoden hindurchgegangene muß dem Autor hier entgegenhalten, daß diese Annahme eines „Zufälligen“ in der Erfahrung, der — etwa im Sinne Henri Bergsons — sehr wohl auch ein durchaus „Nichtmögliche“ zugrunde liegen mag, leicht selbst wieder eine dogmatische Apriorisierung, eine unberechtigte Voraussetzung darstellen könnte.

Sei dem jedoch wie immer, jedenfalls birgt dieses trotz der Flüchtigkeit der Sprache sehr „gelehrt“ geschriebene Buch eine solche Fülle von neuen Ideen und Gesichtspunkten, daß jeder, der es nicht nur gelesen, sondern auch wirklich verstanden hat, außerordentliche Anregung und Belehrung aus ihm ziehen wird. Hans Zeuger.

WAS DER TAG BRINGT.

Englische und amerikanische Buchproduktion.

Während noch im Jahre 1919 die Anzahl der Neuerscheinungen in England und in den USA. fast völlig die gleiche war (8622 englische gegen 8594 amerikanische Bücher), hat in der Zwischenzeit die Verlagsstätigkeit in England ungleich größere Fortschritte gemacht als in Amerika. Bereits 1920 betrug der englische Vorrprung 2582 Bücher, 1923 waren es 3401 und 1928 waren die englischen Verlage mit 14 399 Neuerscheinungen den amerikanischen mit 10 354 um mehr als 4000 Bücher voraus.

Ein kostspieliger Schreibfehler.

Eine alte Dame in Paris vermachte ihrem Diener ein Legat von 5 Millionen Franken. Auf Antrag der Verwandten der Verstorbenen wurde das Testament jedoch ungültig erklärt, weil es von der Erblasserin nicht unterzeichnet war und der Notar fälschlich beurkundet hatte: „Die Erblasserin konnte wegen vollkommener Blähung nicht selbst unterzeichnen“, anstatt „Die Erblasserin erklärte, sie könne wegen vollkommener Blähung nicht selbst unterzeichnen“. Der Diener beschließt nun den Notar für das ihm entgangene Vermögen haftbar zu machen.

Die Sphinx von Nevada.

Die amerikanischen Zeitungen beschäftigen sich augenblicklich viel mit einem mysteriösen Schotten, der, seine von der Sonne eingedörnten Künzeln mit Wüstensand verklebt, plötzlich auf irgendeiner kleinen Endstation der Eisenbahn am Rand der Nevada-Wüste zu erscheinen pflegt: dort zieht er einen seiner Riesenedertel aus, nimmt eine Rolle mit Tausenddollarnoten daraus hervor, wirft einen heißen Scheine auf den Tisch und bestellt einen Extrazug. „Scotty“ muß eine Goldmine haben, natürlich, sagen die Leute, wie es ihn nur gefingt, sie nun schon seit Jahren versteckt zu halten! Jetzt auf einmal wurde Scotty von Berichterstattern aufgespürt, belagert, und sein Geheimnis wird aller Welt preisgegeben. Der geheimnisvolle Schotte (Scotty, wie man sie drüben nennt) hat sich in der wüsten Wüste Amerikas, im Totental von Nevada, unter glühender Sonne, von brennend heißen Winden überstrichen, von Sanddünen überdeckt, dem Normalmenschen unzugänglich, ein Zauberschloß erbaut. Scotty drückt auf einen elektrischen Knopf, und ein feiner Regen rieselt über seine kleine Dose. Das einzige Bergrieselquellchen, das es hier für Meilen und Meilen gibt, hat Scotty zu einem kleinen Schwimmsee vor seinem Schloß gestaut, überall spritzen Springbrunnen auf und tropfen auf bunte Blüthen hernieder. Zwölf opulente Badezimmer, zugehörig zu zwölf blühenden Schlafzimmern, trinken aus Scottys Quelle. Er hat auf einer kleinen Flotte von

Motorwagen Antiquitäten aus Alt-Spanien in sein im altspanischen Stil erbautes Schloß herandrängen lassen, jahrhundertalte Kirchenmodelle klettern am Abend tief hinein in die tote Bergwelt. Drei Millionen Dollar hat Scotty bereits ausgegeben für sein Wüstenschloß.

Aber wer schläft in den zwölf Betten, und wer springt unter die springenden Springbrunnen? Nun wissen es die Amerikaner: ein alter, kranker Mann aus Chicago, dem hat die wetterfeste Wüsterratte das Schloß erbaut — aus Dankbarkeit. Es ist eine merkwürdige Geschichte, wie diese beiden Gegenjage-Menschen zusammenkamen. — — — Im Jahre 1900 trachten zwei Eisenbahnzüge auf amerikanischer Strecke ineinander: halb zerissen zog man einen gewissen Johnson unter dem Gerümpel hervor, einen hoffnungslos zerbrochenen. Johnson hatte Geld, und die Werkzeuge finden ihn halbwegs wieder zusammen, aber seine Hände wurden immer schwächer und seine Finger klappten hölzern, wenn er das in seine Hand strömende Geld nachzählte. Eines Tages staubte Totental-Scotty in Johnsons Privatbüro, legte seine harte Pfote auf den Tisch und bat zögernd um Geld. Ja, wahrhaftig, Scotty hatte eine Goldmine gefunden in den Bergen Nevada, aber er hatte keinen Heller, um sie auszubeuten. Würde Johnson ihm vertrauen? Johnson hörte von den harten braunen Bergen in Nevada, sah Sonne, Ruhe, Kraft, Gesundheit, ihm war, als strecke ihm die Lebenskraft die Hand entgegen — er schlug ein und zeichnete einen Scheck über 3000 Dollar. Scotty packte seinen neuen Freund in Watte, nahm ihn mit in die Bergwelt, badete ihn mit warmem Wüstensand und pflegte ihn gesund. Mit Johnsons aufblühender Gesundheit blühte auch seine Chicagoer Bank auf, und die Millionen rollten ein. Und nun behaupten die Leute, Scotty habe gar keine Goldmine, drum hätten sie all die Jahre in der Sand- und Steinwüste vergeblich nach dem verstaubten Gold gesucht. . . . Sie behaupten, Scottys Goldmine läge in Chicago auf einem Bürosteckel. Aber Scotty lächelt sphingartig: „Sucht nur weiter, sucht nur weiter.“ Es ist immer noch leichter, viel leichter, eine Goldmine in der Wüste von Nevada zu finden, als eine Goldmine in der Lebenswüste: Freundschaft. he he.

Ein vorsorglicher Gatte.

Der vor einigen Tagen in Miami verstorbene 87jährige Betrosimmagat John Dillet hat sein Vermögen in Höhe von 7 Millionen Dollar dem Manne vermacht, der seine 32jährige Frau zum zweitenmal heiraten wird. In dem Testament heißt es, daß seine Gattin so verschwenderisch veranlagt sei, daß zu befürchten stünde, sie würde bei freier Verfügung das gesamte Vermögen in kurzer Zeit verproffen.

